Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

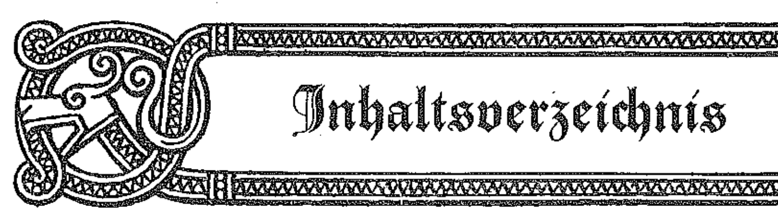
1933



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Zeitschrift der
Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte E. V., Detmold
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold
Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig




Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Rufer im Streit

(Seite: 18, 84, 241, 308, 336, 369)

Die Fundgrube

(Seite: 19, 117, 186, 208, 345)

Aus der Landschaft

(Seite: 21, 86, 120, 212, 311, 340, 371)

Schätze der Scholle

(Seite: 23, 54, 150, 245, 282)

Bücherwaage

(Seite: 25, 57, 88, 122, 153, 187, 217, 249, 284, 314, 347, 378)

Zeitschriftenschau

(Bearbeitet von Hertha Schemmel)

Vereinsnachrichten

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Januar / Hartmond Heft 1

Dem Jahrgang 1933 zum Geleit

Im Zeichen tiefster Not des deutschen Volkes wandelt sich „Germanien" im fünften Jahr des Bestehens zur Monatsschrift, wird vom K. F. Koehler Verlag betreut und gewinnt schon dadurch ein besonderes Gesicht nach außen hin. Doch wesentlich sind die Gründe, die alle Beteiligten schließlich zur Überzeugung brachten, trotz allem diese Wandlung zur Monatsschrift augenblicklich zu vollziehen, mit anderen Worten der Zeitschrift eine breitere Grundlage und eine größere Beweglichkeit zu verschaffen.

Es steht fest, daß weiteste Kreise der Gebildeten heute mehr denn je das Bedürfnis haben, deutsche Art und deutsches Wesen zu verstehen, daß sie ein Verlangen verspüren, sich ein Urteil über die Wurzelwerte ihres Volkes bilden zu können — um dadurch um so gefestigter den Wirren der Zeit und dem schon beispiellosen Niedergang in entscheidend kulturellen Dingen gewachsen zu sein.

Dem Deutschen, der etwas auf sich hält, stehen nachgerade wieder mit zwingend erschütternder Gewalt die unvergänglich gemeißelten Worte des alten Jacob Grimm vor Augen: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben." Was unmißverständlich bedeutet, daß Kenntnisse über das inzwischen längst zur Vorgeschichte erweiterte Altertum zum Vorspann eines veredelten Lebens-, eines betonten Gemeinschafts- und eines gesteigerten Verantwortungsgefühles dem Volke und der Heimat gegenüber werden.

Darum sprechen wir auch bewußt von „Monatsheften für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens". Liegt doch Erfüllung und Behauptung deutschen Wesens nicht zuletzt in der Erkenntnis dessen, was war, was wohl Staub und Schutt, ein oft ver-

hängnisvoller Gang der Geschichte zugedeckt haben, was aber erbgetragen und unbewußt in uns lebendig geblieben ist und nurmehr geweckt zu werden braucht. Nichts anderes wollen wir tun. Wir wollen das längst Verschüttete lebendig zu uns reden lassen, wollen es mitten in die Gegenwart tragen, wollen dem Vergessenen und Beschatteten wieder wie ehedem den Glanz der Sonne gönnen, wollen es *den geheimsten Gemächern der deutschen Seele anvertrauen, aus der heraus es in grauen Vorzeittagen schicksalsverbunden geboren wurde.*

Ein Wissen um Brauch und Kult, tätiges und geistiges Leben unserer Vorzeitahnen soll uns Heutige wieder adeln, und deshalb spüren wir all den Stätten, Bauwerken und Bildnissen, Grabfeldern u. dgl. m. nach, die augenscheinlich dartun, wo Germanengeist einst rege war. Wir heben weiterhin Schätze, die der deutschen Vorgeschichtsforschung teilweise noch verborgen blieben oder versuchen sie des Beiwerkes zu entkleiden, das ihnen artfremder Wille späterer Zeiten zur Umdunkelung zugesellte. Wir geben Leseproben aus Werken derjenigen, die in diesem Sinne schon seit Jahren Pionierarbeit leisten. Wir halten wiederum nicht bei der eigentlichen Spatenforschung, sondern versuchen zugleich das Auge für die Schau einer genug urechtes Germanenwerk offenbarenden deutschen Landschaft zu schärfen. Wir verfolgen alles in allem das, was anschließend Wilhelm Teudt in Leitlinien erschöpfend dargestellt hat. Wir legen nicht zuletzt Wert darauf, allmonatlich einen Überblick über das die Germanenforschung angehende Schrifttum zu geben.

Wir wollen somit viel und bezeugen großen Mut. Wir wissen auch, daß wir manches aufbereiten, was der Fachforschung an sich noch wenig geläufig ist, haben aber die Genugtuung, daß hervorragende Vertreter der Fachwissenschaft unsere Ziele mit Wärme begrüßen und auch mitarbeitend tätig sind. Die unverbrüchliche Gewißheit, daß Leistungsfähigkeit und Bildungsdrang des deutschen Volkes sich auf Vorzeitwerte stützen, rechtfertigt unseren Mut und festigt unseren Glauben, den Vierzeiler des Weisen von Weimar —

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben

— erst zur schicksalsnotwendigen Sinngebung zu verklären. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, im Dunkeln zu bleiben, so dies unsere deutsche Vorzeit und Vergangenheit selbst angeht.

Wir wünschen und hoffen, daß unsere vor wenigen Jahren von der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" ins Leben gerufene Zeitschrift einen guten Weg macht, daß sich weitere verwandte Vereinigungen sich ihrer bedienen und daß sie darüber hinaus recht zahlreiche neue Freunde findet. An all diese geht nicht zuletzt die Bitte, durch opferwillige Empfehlung von „Germanien" mit an dem Werke zu formen, das großen Teilen unseres Volkes zum Segen gereichen möchte.

Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens

Von Wilhelm Teudt

Grundsätzliches[1])

Auf Grund unseres überaus lückenhaften und wahrscheinlich oft irrigen Wissens vom germanischen Leben oder gar Innenleben können wir noch keineswegs zu einer Darstellung des germanischen Geistes- und Gottglaubens gelangen, die einigermaßen abgerundet und befriedigend wäre. Aber Anfang und Vorbereitung ist da; auch dieser Aufsatz will nicht mehr und nicht weniger sein, als ein vorbereitender Beitrag zum Wiederfinden germanischen Wesens, über das unsere Geschichtslosigkeit einen dichten Schleier gedeckt hat — im Unterschiede von den Mittelmeervölkern und Orientalen mit ihrem reichen eigenen Schrifttum.

Die religionswissenschaftlichen Aufsätze und Lehrbücher über germanische Götter, Kultbräuche und Mythen, sofern sie aus der verflossenen wesentlich materialistisch bestimmten Zeitspanne stammen, tragen zwar reichlich Stoff zusammen, sind aber zum Eindringen in unser Thema wenig brauchbar, ob sie nun unter historischen oder theologischen Gesichtspunkten geschrieben sind, ob ihr Urteil von der uns anerzogenen klassischen Gedankenwelt aus bestimmt ist oder ob sie in sonstigen indogermanischen und in orientalischen Entsprechungen den Zugang zum Verständnis zu finden sich bemühten. Sie lassen keine verwandten Saiten in uns anklingen, das deutsche Empfinden bleibt unberührt, es ist, als ob keine innere Brücke von uns zu dem Geiste unserer Väter herüberführte.

Nachdem uns unsere *Wesensverbundenheit mit den germanischen Vorvätern* jedoch zur Gewißheit geworden ist, legen sich die allerstärksten Zweifel uns auf, ob dieses alles aus einer wahrheitsgemäßen Erfassung des Gegenstandes geschrieben sein kann. Entsprechen die wirren Göttergestalten, zerfetzten Ideen und buntscheckigen Geistergruppen sowohl, als auch die ungefügen Sittenschilderungen wirklich der geschichtlichen Wahrheit? Ganz besonders empfindlich werden wir berührt, wenn wir die wie mitleidige Herablassung klingenden Versuche lesen, durch die man einige klassische Lichter auf die germanischen Göttergestalten fallen läßt, um etwas Sinn in diese wirre Welt zu bringen.

Demgegenüber sind die Fortschritte der letzten Jahrzehnte hocherfreulich, in denen uns die neuste *Saga-* und *Edda*forschung beschert wurde. Sie bedeutet zugleich in wesentlichen Punkten eine Bestätigung der inneren Wahrheit zahlreicher Schriften mehr volkstümlicher Art, aus denen die Liebe zur Sache und das Bemühen, der *germanischen Seele* gerecht zu werden, spricht, — auch wenn der in reichem Maße herzugebrachte neue Stoff vielfach eine unvorsichtige, phantastische Deutung erfahren hat, die wir nicht als Förderung, sondern als Belastung ansehen müssen. Es ist dies aber die Reaktion auf die interesse- und lieblose Behandlung eines Stoffes, der den natürlichen Anspruch auf höchstes Interesse und wärmste Liebe hat.

Wenn ich recht sehe, und wenn aus einem sehr reichen Schriftwechsel überhaupt Schlüsse gezogen werden dürfen, so ist für die vorliegende Aufgabe von den „Freunden germanischer Vorgeschichte" ein richtiger, zum Ziel führender Weg beschritten worden: auf der einen Seite muß die wissenschaftliche Methode beherrscht und erkennbar innegehalten werden, und auf der anderen Seite darf der Mut zum Irren nicht fehlen.

Unsere Zuversicht beruht nicht nur auf dem bisherigen äußeren Erfolge einer stetig wachsenden Zahl der „Freunde" in den Kreisen der Wissenschaft, der wissenschaftlich Den-

[1]) Ein anschließender, das praktische Beispiel beleuchtender Artikel und zwar über den *Heidenstein* zu *Arnau* (mit Bildern) folgt in Heft 2.

kenden und der Richtungen, die eine innere Erneuerung des deutschen Volkes erstreben, sondern auf der gewissenhaften Vorsicht und Umsicht, die wir von uns selbst und unseren Mitarbeitern fordern. Auch die „kühn" genannten Vorstöße in unbekanntes Land, ohne die es eben kein Vorwärtskommen gibt, habe ich mit kühlem Kopfe stets im Blick auf die Grenzen unternommen, die uns durch unbestreitbare geschichtliche Tatsachen, durch psychologische Forderungen und sonstwie geschichtlich berechtigte Kombination vorgeschrieben sind.

Die Dämpfung des Mutes zum Irren und die Ablehnung neuer Ideen spielt bei allen denen eine verständliche Rolle, die an die Möglichkeit erheblicher Irrtümer der geltenden Lehre und der eigenen Forschung nicht glauben. Es mag auch solche geben, die den Widerspruch gegen Autoritäten vermeiden, um die eigene wissenschaftliche Anerkennung sich nicht zu verscherzen. Jedenfalls sind vereinzelte Anzeichen hierfür mir mehrfach zur Kenntnis gekommen. Das sind Rücksichten, von denen wir uns frei fühlen.

Dies alles gilt gegenüber dem ganzen Umkreis der Fragen nach der germanischen Vergangenheit. Der Fortschritt der Erkenntnis ist am einfachsten, wenn es sich um reale Kultur, um die Verwendung von Ton, Holz, Stein und Metallen, um Handfertigkeit und Wehrhaftigkeit, um Ernährung, Wohnung und Siedlung handelt. Schwieriger aber und wichtiger ist es für das Verständnis germanischen Wesens und unser inneres Verhältnis zu ihm, wenn sich unser Fragen auf Kunst und Wissenschaft, Volksleben, Sitte und Glauben bezieht. Gelingt es nicht, mit dem *Geistesleben unserer Vorfahren* wieder Fühlung zu gewinnen, dann wird *unser Volk nach wie vor in erschreckendem Abstande von den Wurzeln seines eigenen Wesens bleiben* — einem Abstande, der uns durch die Vernichtung und dann durch die Verächtlichmachung der germanischen Kultur im Mittelalter bis in unsere Zeit hinein aufgezwungen worden ist. Der Wunsch *Kossinnas*, daß die Archäologie zu einer nationalen Wissenschaft werden möchte, kann nur dann erfüllt werden, wenn unserem Volke wieder das Aufschauen und damit die Möglichkeit innerer Beziehung zum *Geistesleben* der Alten eröffnet wird.

Wir sehen demnach die Bedeutung, die Kraft und die berechtigte Zukunftshoffnung der Bewegung der Freunde germanischer Vorgeschichte darin, daß Mittel und Wege zum Eindringen in das germanische Geistesleben gesucht und gefunden werden.

Es gehört dazu auch der Blick für die *Landschaft* als Schauplatz des Lebens unserer Väter. In dieser Landschaft, die in ihren natürlichen Grundzügen noch dieselbe ist, wie vor zwölfhundert und mehr Jahren, haben unsere Väter sich ihre Siedlungsplätze ausgesucht, ihre Häuser gebaut, ihre Äcker kultiviert, ihre Versammlungs- und Kampfspielplätze geebnet, ihre Kultplätze und Gerichtsstätten ausgesucht, ihre Gräber und Gräberfelder geweiht, ihre Male für Jahres- und Tageseinteilung geschaffen. Sollten wirklich keine Spuren mehr vorhanden sein, aus denen Schlüsse gezogen werden können?

Wir achten auf die Gesichtspunkte, unter denen sie ihre Arbeit getan haben. Wir erkennen, was ihnen von Bedeutung war, woran sie ihre Freude hatten, was ihre Ehrfurcht erweckte und ihre Seele auf die Gedanken an die Gottheit stimmte. Überall finden wir die Anklänge an unser eigenes Empfinden und Streben.

Wir hören und lesen die Orts- und Flurnamen; was uns leerer Schall gewesen war, wird uns nun zum Wegweiser und macht uns nicht selten auch das zur persönlichen Gewißheit, was wissenschaftliche Untersuchung vielleicht noch dahingestellt sein lassen muß. Wenn einmal ein Irrtum unterläuft, so sehen wir das als weniger bedauerlich und schädlich an, als die bisherige Stumpfheit, mit der der Durchschnittsdeutsche durch die Landschaft seiner Väter geht.

Wir werden aufmerksam auf Sinnbilder, Zeichen und Symbole, die sich (an Steinen oder Häusern oder sonstwo) unerkannt bis in unsere Zeit herübergerettet haben, und werden angehaucht von dem tiefen Sinn, der ihnen innewohnt. Wir bekommen eine

Ahnung von der Höhenlage, von der *feinsinnigen Struktur des germanischen Geistes*, aus der heraus die Grübler und Denker, die Dichter und Künstler, die Philosophen und Theologen erwuchsen als geistige Exponenten eines Volkes, das man nun nicht mehr als barbarisch stempeln kann. Und wie steht es im besondern um die Religion, um das innerste Leben der Alten?

Jeder, der nach dem Wert und Wesen irgendeiner *Religion*, also auch des Germanenglaubens fragt, muß sich vorweg darüber klar sein, daß unter den Bekennern großer volksumfassender Religionsgemeinschaften Unterschiede zu machen sind, die wir als drei übereinander gelagerte Schichten bezeichnen können. Die obere Schicht der Religionsbekenner ist da, wo von Denkern und Gottsuchern mit lauterem, auf Wahrheit gerichtetem Streben die Grundideen einer Religion erfaßt und anerkannt werden und wo ihre Belastung mit den stets herabdrückenden, vergröbernden und verzerrenden Erfordernissen des praktisch religiösen Lebens — ob diese Erfordernisse nun wirkliche oder vermeintliche sind — in ihrer herabziehenden Wirkung empfunden werden als menschliche Unvollkommenheit oder als Entartung. Es ist gerecht und nötig, den Wert jeder Religion, deren Bekenner ihre letzten Gedanken und Antriebe doch schließlich aus dieser oberen Schicht empfängt, auch in deren Sinn zu verstehen und in ihrem Wert einzuschätzen. Es ist ungerecht und es führt zu Verkennung und Fehlschlüssen, wenn die Beurteilung auf Grund des Standes der mittleren Schicht erfolgt oder gar im Blick auf die untere Schicht.

Diese mittlere Schicht befaßt sich, oft ohne ausreichendes Verständnis für die Grundideen des eigenen Bekenntnisses und des eigenen Kults aufzubringen, mit den Formen, in denen das in den Ideen begründete religiöse Leben sich praktisch auswirkt und nach ihrer Meinung auch *einheitlich* auswirken soll. Diese Schicht ist die Vertreterin dessen, was wir jetzt als Kirchentum, als amtlich anerkannte Meinung zu bezeichnen pflegen. Sie lebt und ist fromm zu allererst in den Formen. Sie ist vielfach ganz in ihnen befangen. Sie begründet bei sich und anderen die Anschauungen, die zum Aberglauben führen.

Auf die mittlere Schicht schaut und hört die untere Schicht, in der die Veräußerlichung sowie geistentleertes religiöses Getue sich breit macht, oft in Vorstellungen von erstaunlicher Kindlichkeit und Dürftigkeit — ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, daß aus diesem religiösen Bereich keinerlei sittliche und erhebende Kräfte erwachsen könnten.

Die untere Schicht religiösen Wesens, die sich in breitester Ausdehnung in allen Religionen findet, und selbst in manchen christlichen Völkern geradezu den Normalstand auszumachen scheint, deckt sich keineswegs mit dem sogenannten ungebildeten Teile eines Volkes an sich. Die Schichtung ist vielmehr bedingt durch *geistige* und *seelische Anlagen*, die sich in allen Volksklassen finden. Diese Erwägungen als Voraussetzungen einer zutreffenden Beurteilung aller Religionen sollen von uns nicht mehr verabsäumt werden, wie es bisher oft und besonders gegenüber dem germanischen Glauben geschehen ist. Das ist um so mehr notwendig, als unser Wissen über germanisches Wesen in so hohem Maße aus fremder Feder stammt.

Es ist natürlich, daß Fremde, die über das religiöse Leben eines Volkes etwas aussagen, in erster Linie oder ausschließlich die äußeren Formen und die sich am häufigsten findenden, ihnen unverständlichen Verzerrungen der Formen bemerken und berichten. Das gilt von allen Berichten über unsere Vorfahren durch römische Schriftsteller. Eine Ausnahme machen gewisse Teile der „Germania" des *Tacitus*, bei dem nicht zu verkennen ist, daß er sich sein Wissen nicht nur von oberflächlichen Beobachtern der sinnfälligen religiösen Betätigung, sondern auch durch Kundige zu verschaffen bemüht hat.

Die Erkenntnis des wirklichen germanischen Denkens und Glaubenslebens hat durch die sorgfältige Erforschung der nordischen Literatur, insbesondere der *Sagas* und der *Edda* durch *Neckel*, *Kummer*, *Reuter* u. a., einen starken Auftrieb erfahren. Von wesentlicher Bedeutung ist auch der Hinweis auf eine Entartung des germanischen Glaubens-

lebens, die in den letzten Jahrhunderten vor der Einführung des Christentums stattgefunden und die auch ihre Folgen auf sittlichem Gebiete nach sich gezogen hat. Als Ursache der Entartung wird das Eindringen fremder Einflüsse erkannt. Als äußeres Anzeichen dafür kann das allmähliche Auftreten von Götterbildern angesehen werden, ähnlich wie in Rom.

Die zunehmenden Berührungen in der hochgermanischen Zeit vom Zimberneinfall bis zur Gotenherrschaft in Italien mit der in mancher Beziehung lockenden und überlegenen Römerkultur müssen auf die Kultur und auch auf das religiöse Denken und Leben der Germanen einen beunruhigenden Einfluß ausgeübt haben. Das Gepränge des römischen Götterdienstes mit hohen Tempelbauten, kunstvollen Götterbildern und den auf die Schaulust und das Vergnügen der Menge eingestellten rauschenden Festen konnte keinen günstigen, sondern nur einen störenden Einfluß gerade auch auf die von Tacitus uns berichtete Grundidee des germanischen Gottglaubens ausüben, nämlich, daß man die unerforschliche Gottheit unter ihren verschiedenen Namen und Offenbarungen ohne Bilder und Tempel zu verehren habe. Die Richtigkeit dieser taciteischen Nachricht wird dadurch noch bekräftigt, daß sie in ähnlicher Weise auch in bezug auf andre Völker auftaucht, deren Abhängigkeit, wenn nicht Abstammung vom Germanentum wahrscheinlich geworden ist.

Auch der orientalische und mittelmeerische Begriff des Opfers als eines von den Göttern zu eigenem Vorteil begehrten oder gar benötigten Geschenkes hat verflachend und verwirrend den alten Opferbegriff überlagert, wonach man das Opfer als feierliches Mahl zum Gedächtnis der Ahnen und der hinter ihnen waltenden Götter beging.

Neben dem Einfluß des römischen Heidentums setzte auch schon von der *christlichen Urzeit* an das Einsickern der Ideen christlichen Gottesglaubens und christlicher Sittlichkeit ein, und zwar von vorneherein mit judaistischer und mittelmeerischer Belastung. Wenn die christlichen Urideen zahlreiche wichtige Berührungspunkte mit dem germanischen Glauben hatten, so konnte doch die fremde Belastung nur in der Richtung einer religiös-sittlichen Erschütterung wirken, die dem alten Glauben seinen Charakter und seine Kraft nahm.

Über das Vorhandensein von Götterbildern, die etwa gleiche Geltung wie Heiligenbilder und Talismane als gute Hausgeister hatten, haben wir schriftliche Zeugnisse nur aus den letzten heidnischen Jahrhunderten des germanischen Nordens. Auf dem Boden Germaniens liegen die Dinge, wie es scheint, etwas anders. Die neuen Funde im Trierer Tempelbezirk besagen allzu wenig, weil es sich dort um eine ausgesprochen römisch-germanische Mischkultur und davor um keltisches Wesen handelt. Im übrigen können die wenigen und meist kümmerlichen Fundstücke, die man in Verdacht hat, Götterbilder gewesen zu sein, mit größerer Wahrscheinlichkeit — je nach ihrer Ausführung — als Schmuckstücke und Erzeugnisse des Zeitvertreibes oder der Übung von Liebhabern der bildenden Kunst angesehen werden, wozu unter anderem auch der *Jordansmühler Widder* gehört. Bei solchen Funden von „Fetischen" zu reden, ist moderne Überheblichkeit.

Ein ernstliches Zeugnis aber dafür, was es in Germanien in unserem Sinne gab, was also für unsere Vorfahren zum mindesten ein Gegenstand der Scheu oder der Hoffnung auf Segen war, ist jetzt, wie es scheint, in dem „*Männchen von Oechsen*" aufgefunden worden. Es wird in diesem Hefte durch *Will Vesper* der Öffentlichkeit dargeboten. Auf jeden Fall haben wir es mit einem hochinteressanten *Zeugnisse der bildenden Kunst* unserer Alten, durch die sie ein Wesen ihrer Mythenwelt zur Darstellung bringen wollten, zu tun. Wir rechnen den „guten Hausgeist" in die Höhenlage der Bilder der Schutzpatrone in katholischen Gegenden.

Aber von Standbildern, die in den öffentlichen Gottesdiensten eine Rolle spielten, wie es in den Tempeln der orientalischen und Mittelmeerländer der Fall war, denen sich das Volk als Abbildern der Gottheit verehrend nahen sollte, haben wir auf dem Boden des

eigentlichen Germaniens nicht den geringsten ernst zu nehmenden Beweis. Immerhin dürfen Verfallserscheinungen dieser und jener Art, wie sie aus der nordischen Literatur nachzuweisen sind, auch für Germanien nicht geleugnet werden; sie werden von manchen Gelehrten mit dem Wodansdienst in Zusammenhang gebracht.

Bei allen diesen Erwägungen werden wir aber die Augen nicht dagegen verschließen dürfen, daß im ersten Teile des Bekehrungszeitalters den fremden Missionen noch eine innere religiöse Macht gegenüberstand, die nicht nur im alten Sachsenlande, sondern in ganz Germanien und etwa zwei Jahrhunderte später in den nordischen Ländern einen Widerstand ausübte, der überall bis ins hohe Mittelalter hineinreichte.

Eben dieser Widerstand, dazu alle sonstigen Beziehungen des alten Glaubens zum neuen Glauben, vor allem die starken Einwirkungen des alten auf den neuen, seine fortlebenden Bräuche, sowie die greifbaren Restbestände in und an den alten christlichen Kirchen gehören zu den wertvollen Quellen seiner Bedeutung, seines Wesens und seiner Formen, — soweit eine solche Wiedererkennung uns überhaupt möglich geblieben ist.

Das meist mönchische Schrifttum der Übergangsjahrhunderte ist geringfügig, durchweg innerlich dürftig und oft auch wenig glaubwürdig. Wieviel auch mit einem in unserem Sinne geschärften kritischen Auge aus diesem Schrifttum noch herausgeholt werden kann, muß dahingestellt bleiben, bis sich die wissenschaftliche Forschung der Aufgabe in ausreichendem Maße zugewendet hat. Aber jetzt schon haben wir die Gewißheit, daß noch wertvolle *Steindenkmäler* aus jener Zeit vorhanden sind und der Entdeckung harren. Die schon mehrfach in diesen Blättern erwähnte verdienstvolle Arbeit Erich *Jungs*, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", ist in dieser Richtung vorangegangen und hat die Aufmerksamkeit auf die Hauptfundstellen, die alten christlichen Kirchen, gerichtet.

Über das kultische Reiten in Germanien

Von o. Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel, Berlin

Wilhelm Teudt hat das unbestreitbare Verdienst, in seinem Buche „Germanische Heiligtümer" einen neuen Weg gezeigt zu haben, auf dem wir hoffen können, in das Dunkel der vorchristlichen germanischen Zustände einzudringen.

Er geht nicht, wie die bisherige, im 16. Jahrhundert anhebende Forschung, von den Sprachen und Schriftdenkmälern aus, auch nicht vom vorgeschichtlichen Fundmaterial, dessen Verwertung durch die Prähistoriker er bemängelt, sondern vom Bilde der heimischen Landschaft und der Karte, die ihm gleichbleibende Entfernungen und andere Maßverhältnisse offenbart, heilige Linien und Stätten der Gestirnbeobachtung und des Götterkults.

Sein Verfahren hat Schule gemacht: auch außerhalb des Teutoburger Waldes haben eifrige Heimatfreunde mittelst Karte und Meßtischblatt entsprechende Befunde feststellen wollen und, wie es scheint, insofern auch wirklich festgestellt, als die wiederkehrenden Abstände, etwa von 4090 m[1]), zwischen irgendwie markanten Punkten wirklich vorhanden sein dürften.

Die Bedeutung dieser und anderer Feststellungen aber ist fraglich und wird bekanntlich von vielen bestritten — nicht bloß weil die ganze Teudtsche Betrachtungsweise neu ist und neue Gesichtspunkte bekanntlich immer auf Widerstände stoßen, mögen sie richtig oder falsch sein, auch weil das, was die bloße Untersuchung der Landschaft zeigt, notwendig im kulturhistorischen Sinne zweideutig bleiben muß.

Teudts Methode bedarf der Ergänzung und Bestätigung mit andern Mitteln.

[1]) Dies ist das Ergebnis der Geländeforschungen von Herrn Hauptmann Ernst *Freyer* in Hannoversch-Münden.

In dem Abschnitt über die Rennbahn in *Langelau* heißt es in „Germanische Heiligtümer“ S. 130ff.: „Der ganze Befund deutet bis in Einzelheiten darauf hin, daß wir eine zum germanischen Kultus gehörige Kampf-, Spiel- oder Rennbahn großen Stils vor uns haben, die man mit einer kräftigeren Umhegung abzusondern für nötig gefunden hat... Ein Längenmaß Stadion hat den Rennbahnen Griechenlands ihren Namen gegeben oder umgekehrt. Warum soll nicht auch in Germanien der Begriff der Länge auf die Rennbahnen angewandt sein?... Diese Spiele waren mit in den religiösen Kultus einbegriffen und verwoben. Das tritt uns bei den Olympien, Isthmien und Nemeen der Griechen und sonst bei den Mittelmeervölkern deutlich entgegen. Insbesondere gab es die Leichenspiele bei dem Begräbnis hochgeehrter Personen. Ähnliches ist von Indien bezeugt, und neuerdings haben wir auch Kenntnis davon bekommen, daß bei den Majas in Mittelamerika, an deren Zugehörigkeit zum germanischen Stamme wohl kaum zu zweifeln ist(?), das Spiel ein Stück ihres Gottesdienstes gewesen ist... Als ganz Rom nach der Varusschlacht vor dem erwarteten Einbruch der Germanen in Italien zitterte, gelobte der Kaiser Augustus dem allgütigen und allmächtigen Jupiter feierliche Spiele, um die drohende Gefahr abzuwenden. — Dürfen wir sagen: das waren die andern Völker, aber solche geordneten Spiele und die Plätze dafür hatten die Germanen in Germanien nicht?“

Gewiß werden wir uns hüten, dies zu sagen: es verstieße nicht nur gegen die Wahrscheinlichkeit, sondern vor allem auch gegen quellenmäßig gut bezeugte Tatsachen.

Was zunächst die kultischen Umritte beim Leichenbegängnis hochgeehrter Personen betrifft, so sind sie uns für Germanien an zwei Stellen einwandfrei bezeugt, bei *Jordanes* (Getica Kap. 49) und im *Beowulf* (Vers 3138ff.). Dort handelt es sich um Begräbnis, hier um Leichenbrand.

Beidemal umreiten erlesene Krieger (im Epos zwölf an der Zahl) die aufgebahrte Leiche, bzw. den Grabhügel, indem sie die Taten des Verstorbenen im Liede preisen[1]). Wie hier Fürsten bei ihrem Abscheiden ins Jenseits durch ihre Gefolgsleute geehrt werden, so ehrt anderswo ein Fürst die überirdischen Mächte, indem er deren Heiligtum umreitet.

Die *Ynglingasaga* berichtet über den Schwedenkönig Adils, daß er beim *Disenopfer* sein Ende fand: er ritt nämlich um den Tempel dieser Göttinnen (den dísarsalr) und wurde dabei das Opfer eines feindlichen Dämons, der bewirkte, daß er vom Rosse stürzte und an einem Steine sein Hirn verspritzte[2]).

Derartige Bräuche haben die Bekehrung überlebt und an verschiedenen Orten sich bis in die Gegenwart erhalten. Wie Adils den Disensaal umreitet, so umreiten bei der Leonhardswallfahrt nach Harbach in Bayern die Bauern vor Tagesgrauen dreimal die Kirche; auch die Leonhardskirche in Jachenhofen (Oberbayern) wird am 5. November dreimal umritten, und zu der wie ein heidnisches Heiligtum auf hohem Hügel ragenden Kirche von Ettendorf bei Traunstein findet alljährlich der sogenannte Georgiritt statt[3]).

Bei mehreren der bayrischen Leonhardskirchen, die umritten werden, weist noch ein anderer Umstand auf die heidnische Vorzeit, nämlich Überlieferungen des Inhalts, daß sie ehedem mit Ketten geziert oder umgeben waren wie der Heidentempel in Alt-Uppsala, von dem wir durch Adam von Bremen wissen[4]).

Auch der „Staffansritt“, der in gewissen Gegenden Schwedens bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts sich lebendig erhalten hat, gehört wahrscheinlich in diesen Zusammenhang. Wenigstens bewegte er sich in Holland in der Richtung auf einen vorgeschichtlichen

[1]) Man vergleiche *Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde* I, 448f.
[2]) *Heimskringla*, herausgegeben von *Finnus Jónsson*, Kopenhagen 1893—1900, I, S. 56f. *Thule* 14, S. 58f.
[3]) *William Anderson* in der Zeitschrift Sydhallanst Bygd 1932, S. 46f.
[4]) *Adami* Gesta Hammab. Eccl. Pont. IV, Kap. 26, Scholion 135: Catena aurea templum illud circumdat. *Anderson* a. a. O. S. 47f.

Kultort[1]). Er heißt dort „Staffans skede“, d. i. „Stephans Wettlauf oder Wettreiten“, und es gehört zu dieser Sitte, daß die Bauernburschen um die Wette (i napp) heimsprengen.

So dürfen auch Ortsnamen wie Skeið, Skeiðarakr, die in Skandinavien nicht selten sind[2]), hierher gestellt werden. Sie lenken die Gedanken unmittelbar auf das Stadion, die Rennbahn, und dienen also auch ihrerseits zur Bestätigung von *Teudts* Fund der Rennbahn von Langelau.

Das Felsengrab an den Externsteinen

Von Professor Dr. Herman Wirth

Wie wir schon in Heft 3, 1932 von „Germanien“ berichtet haben, sind im letzten Sommer bedeutsame neue Feststellungen an den Externsteinen gemacht worden. Dr. H. Hofmeister, bekannt durch seine Untersuchungen der Wehranlagen Nordelbiens, bemerkte im Juli zunächst, daß der „Felsensarg“ ein viel umfangreicheres Denkmal darstellt, als es bisher schien. Eine Probegrabung legte einen Teil der „Stufen“ unterhalb des „Sarges“ frei. Pastor Brutzer-Braunschweig, zum Suchen angeregt durch W. Teudts Buch „Germanische Heiligtümer“, befreite die „Binderune“ (Abb. 6a) von dem dichten Moosbelag und fand außerdem noch später zu besprechende wichtige Zeichen. Durch Dr. Reier ist dann das Grab zu einem weiteren großen Teile freigelegt worden (einen ausführlichen Bericht über die Freilegung bringen wir demnächst). Schon im Frühjahr war von anderer Seite in der Nähe des Felsblockes eine Probegrabung vorgenommen, die aber kein Ergebnis brachte. Am 26. Oktober war Prof. Dr. H. Wirth für einige Stunden an den Steinen, um an Ort und Stelle das Neue zu prüfen. Bei der Gelegenheit deutete er ein an sich bekanntes Zeichen, dem aber bisher keine besondere Bedeutung beigemessen worden war, und brachte es in einen Zusammenhang mit dem sonstigen Befund (lagu + ing). Wir haben Prof. Dr. Wirth gebeten, uns über seinen Eindruck zu berichten. Er hat unserer Bitte in nachstehendem *Briefe* vom 13. November 1932 entsprochem, wofür wir besonders danken. Schriftleitung.

In Einlösung meines Versprechens beehre ich mich, Ihnen anbei in Briefform meinen Eindruck von der Freilegung des Felsengrabes am Fuße der Externsteingrotte und den dabei zutage gekommenen weiteren Einzelheiten zukommen zu lassen. Der Trubel der Übersiedlung nach Mecklenburg zur neuen Arbeitsaufgabe und mein noch nicht ausgepacktes eigenes Arbeitsmaterial ermöglichen mir eine erschöpfende Behandlung zur Zeit nicht. Dieselbe muß ich sowieso im Rahmen der Gesamtuntersuchung meinem späteren Werke „Das Rätsel der palestinensischen Megalithkultur“ vorbehalten.

Immer mehr erweist sich, daß die „Wiederentdeckung“ der Externsteine und ihrer Umgebung als einer zentralen altgermanischen Kultstätte das Hauptverdienst *Teudts* und seiner Mitarbeiter darstellt. Und immer mehr ergibt sich, daß von diesem kultgeschichtlichen Denkmal der *untere* Teil, die wintersonnenwendliche Kultstätte, eine viel ältere, unversehrte Überlieferung aufweist, als der obere, sommersonnenwendliche Teil, der sicherlich in der christlichen Umgestaltung bedeutend mehr von seinem ursprünglichen Zustand einbüßte.

Als Hauptmotiv hebt sich in dieser „Mutterhöhle“, in der wintersonnenwendlichen Kultstätte der „Mutter-“ oder „Mütternacht“ des altgermanischen Sonnenjahres, die Hieroglyphe ᛦᛦ hervor (Abb. 1). Ich habe dieses Motiv in meinem Auffatz in „Germanien“ (Heft 1, 1929) erstmalig behandelt. Es gelangt zur ausführlichen Darstellung im 28. Hauptstück der „Heiligen Urschrift“ („Der Zwiefache“): ich verweise besonders auf Taf. 285—289.

[1]) A. a. O. S. 43.
[2]) Besonders in Norwegen; norw. *Skjåk* z. B. geht auf *Skei arakr* („Rennbahnacker“) zurück.

Das abwärtsgerichtete Armpaar=Zeichen, mit der sinnbildlichen dreiteiligen Hand ᛉ als Zeichen des „Menschen", des moldar auki „der Erde Vermehrer", wie das Zeichen noch im altisländischen Runenlied erläutert wird, ist in seiner Bedeutung aus der vergleichenden Gegenüberstellung des Denkmälermaterials restlos erschließbar. Es ist das Zeichen des vorwintersonnenwendlichen Heilbringers und Gottessohnes, der sich gen Winternacht, die Mitter= und Mutternacht des Jahres, in den Mutterschoß der Erde, die „Mutterhöhle" ∩, das „Ur", als ᛦᛦ oder ⅄⅄ herabsenkt, um nachwintersonnenwendlich wiedergeboren als ᛉ ᛉ oder Y Y aus dem ∩ wiederaufzuerstehen. Auch die bereits völlig verdunkelte eddische Überlieferung, vor

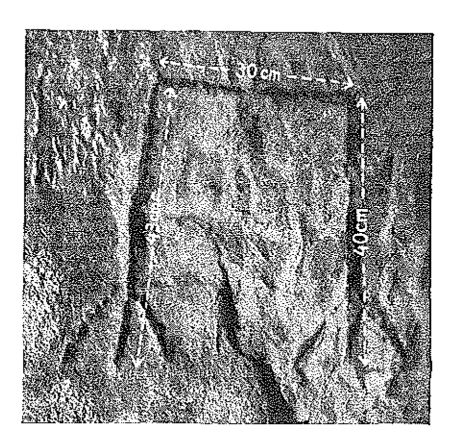
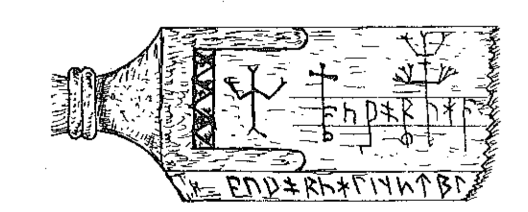


Abb. 1. Die Hieroglyphe des seine Arme abwärts senkenden Gottessohnes in der Höhle der Externsteine.



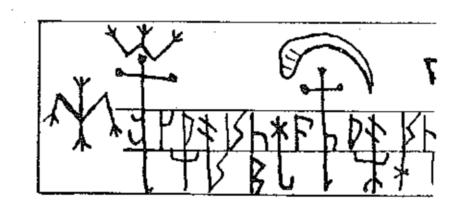


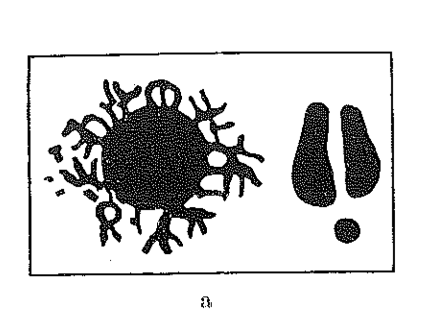
Abb. 2. Schwedischer Runenkalenderstab vom Ende des 17. Jahrhunderts (Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin).

allem die weit altertümlichere und zuverlässigere Überlieferung der altskadinavischen, bäuerlichen kalendarischen Kultsymbolik der „Rimstäbe" oder Runenstäbe, kannte diese Überlieferung noch, wie Abb. 2 veranschaulichen mag. Der betreffende schwedische Kalenderstab zeigt noch als Eingangssymbol des Kalenders zum Neujahr (vorchristlich ursprünglich = Wintersonnenwende) das Linearzeichen des seine Arme emporhebenden Gottessohnes (Abb. 2a, oben) und zur Sommersonnenwende, vor dem 1. Juli, das Zeichen des seine Arme wieder senkenden Gottessohnes (Abb. 2b, unten), als Sinnbilder des aufsteigenden und absteigenden Sonnenlichtes in den beiden Hälften (missari) des altnordischen Jahres. Während der Gottessohn in a) die „ka=Hand" Y und den „ka"=Leib Y und ⅄ = ᚷ (aus X bzw. ⊗ entlehnt) zeigt, erscheint er in b) mit der ᛉ bzw. ᛦ=Hand und dem ᛯ=Leib (= ⊛), d. i. in beiden Fällen als „Jahr"=Gott. Die ältere nördlichere Form des Jahresideogrammes ist das in den Sonnenwendepunkten Süd—Nord zweigeteilte Φ. Und noch die skadinavischen Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts, wie Bure und Stjernhelm, konnten aus der alten Bauernüberlieferung berichten, daß dieses Φ oder ϕ „Jahr"=Zeichen der germanischen Runenschrift der Völkerwanderungszeit und der volkläufigen bäuerlichen Runenstabkalender die Bedeutung Belgbunden Thor, Thor im „Balg (= Mutterleib) gebunden" hatte. Auch die eddische Überlieferung weiß noch, daß Thor, der germanische Bauerngott und Heilbringer, der Überwinder der dunklen Winternächte, „Allvater und der Erde Sohn" (sonr aldafǫðrs und Jardar sunr) war, wie die Erde auch Odins Gattin (Oðins hustru) hieß.

Die Auferstehung des Gottessohnes und Heilbringers aus der „Mutter"= oder „Mütternacht" (angelsächsisch modranecht), der Mitternacht des Jahres Φ, wo er vom ᛦᛦ bzw. ⅄⅄ zum ᛉᛉ bzw. YY sich wendet, ist uns auch aus jener jungsteinzeitlichen Kalender-

scheibedarstellung (Abb. 3 a. b.) von Fossum, Tanum, Prov. Bohuslän, Südschweden (Taf. 285—286 meiner „Heiligen Urschrift") überliefert. (Näheres siehe dortselbst).

Als weitere Belege für das Alter und die Verbreitung dieses Julsymboles der nordatlantischen kalendarischen Kultsymbolik vergleiche man c—e von Abb. 3, für die Dauerüberlieferung im skadinavischen Runenkalender f von Abb. 3. Ein weiterer schöner Beleg dieser Dauerüberlieferung im Kultbrauch des germanisch=christlichen Synkretismus ist das Vorkommen jener Hieroglyphe der abwärts gesenkten Arme auf einem Richtschwert in Lüneburg. Denn das Richtschwert sandte ja den zur Todesnacht und Neuformung Verurteilten zur „Hel" herab, im Sinne des alten vorchristlichen Glaubens.



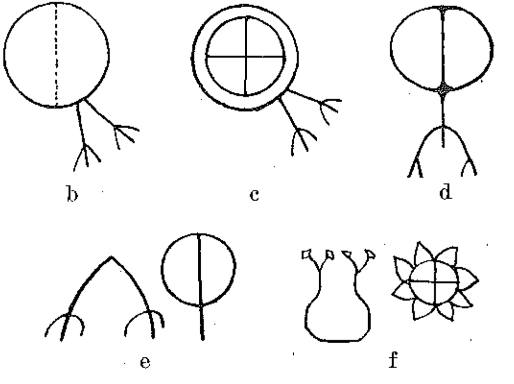


Abb. 3. a, b. Kalenderscheibe=Darstellung in Felszeichnung von Fossum, Bohuslän, Südschweden.
c Nordamerika, Kalifornien, Felszeichnung von Santa Barbara Country.
d Südamerika, Brasilien, Felszeichnung von Rio Caiary=Uaupés, Yauarete=Cachoeira.
e Ägypten, Inschrift auf Grabgefäß von Abydos (vor= bzw. frühdynastisch).
f Ältere Julsymbolik aus der Kalenderscheibe von Oslo (1550) unter 25. I. und 2. II.

Wie ich schon früher gemutmaßt habe, steht jener weiter abwärts am Fuße der Höhle befindliche Fels, welcher in einem ∩ Bogen ausgehauen ein offenes Felsgrab mit Menschenumriß zeigt, mit der Kulthöhle in ursächlicher Beziehung. Ich habe im „Aufgang der Menschheit" (Bildbeilage XV, Nr. 3 = Heilige Urschrift, Taf. 283, Nr. 8 a—c) auf jenes Taufbecken von Selde, Amt Viborg, Jütland, Dänemark (Abb. 4. Seite 12) hingewiesen, das am Sockel vier Felder mit sinnbildlichen Darstellungen aufweist. Das erste Feld zeigt den leeren ∩=Bogen, das zweite ein pflanzliches ᛉ=Motiv, das dritte das ᛉ ᛉ=Zeichen mit der Sonnenblume darin, das vierte ein pflanzliches ↑=Motiv: der Jahreslauf des Gottessohnes, des ᛉ in der aufsteigenden und des ↑ in der absteigenden Jahreshälfte, der dann wieder in das ∩, den kleinsten oder wintersonnenwendlichen Sonnenlaufbogen, die Mutterhöhle usw. eingeht, kosmisch geschaut in den Schoß der Mutter Erde und das Mutterwasser. Und diese „Wasser"=Bedeutung ist für die germanische ∩ ur=Rune der Völkerwanderungszeit noch überliefert.

Die Bedeutung dieses ∩=Zeichens als Anfang und Ende der älteren germanischen Runenreihe von 16 Zeichen, der Kalenderzeichen der 8 fachen Jahresteilung ⊛ (dagsmark), ist von mir in der „Heiligen Urschrift" (Hauptstück 9) eingehend untersucht worden. So erscheint die ∩=Rune noch in der Runenreihe der Grabkammer von Maeshow, Orkaden, als Grabinschrift. Als 16., letzte oder wintersonnenwendliche Rune tritt das ur ∩ mit dem Ablautwert yr auf, das — nach der Sankt Gallener Handschrift — al bihabe „alles in sich umschließt". Die angelsächsischen Runenreihen zeigen die yr=Rune dann auch als ∩, in dem das Wasser W, oder das Jahr X, oder der Gottessohn als der „ka" Y mit der Sonne O, dem „Licht der Lande", enthalten ist.

Daß der Mensch zur Wintersonnenwende seines Lebens in das ∩ eingeht und daraus wiedergeboren wird, ist die große kosmische Heilsgewißheit des „Stirb und Werde" des

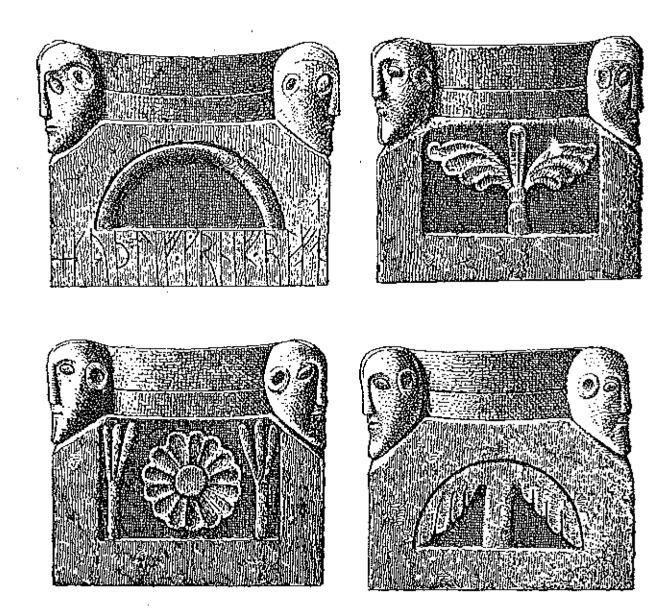


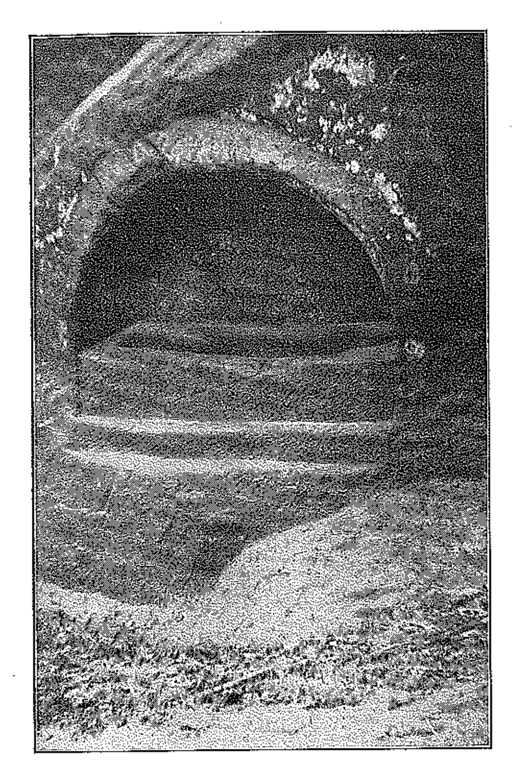
Abb. 4. Taufbecken von Selde, Jütland, Dänemark.

Nordens, der Megalith- oder Groß-Stein-Gräberzeit. Sie klingt in die Grabsymbolik des irisch-schottischen wie germanisch-christlichen Synkretismus aus: vgl. „Heilige Urschrift", Taf. 74—75. Und einheitlich ist die Dauerüberlieferung, daß sich der „Mensch" ᛉ bzw. Y im ∩ befindet (H. U., Taf. 76—79).

Die Freilegung des Felsengrabes im ∩ „Ur"-Bogen (Abb. 5) hat zwei wichtige Tatsachen zutage gefördert: einmal, daß eine in den Fels ausgehauene Steintreppe von dort herauf zur Höhle geführt haben muß, deren unterster Teil nunmehr sichtbar geworden ist und deren Fortsetzung unter der Stützmauer der Erdaufschüttung vor der Externsteinhöhle noch verborgen liegt. Zweitens — die in X-Form übereinandergelegte doppelte ᛚ-Rune (Abb. 6a) oben auf der Felsenplatte des Grabes.

Letztere Binderune ist uns schon jungsteinzeitlich aus einem Gefäß von Groß-Gartach (Abb. 6b) überliefert und spielt in den Haus- und Hofmarken der germanischen Länder im Mittelalter noch eine bedeutende Rolle.

Wie ich im 11. Hauptstück der „Heiligen Urschrift" ausgeführt habe, ist die Bedeutung „Wasser" (lagu) der ᛚ- oder l-Rune entlehnt aus dem ᛗ-, später ᛗ- oder Wasser-Ideogramm. In dem Codex Vaticanus Urbin. 290 aus dem Kloster Brunweiler bei Köln (9. Jahrh.), führt das ᛗ-Zeichen noch diese Bedeutung, welche sonst der l-Rune ᛚ oder ᛚ als Spaltungsform des ᛗ eigen ist. Die „leuchtende Lache" (lagu tho leohto) wird es in der St. Gallener Handschrift erläutert, eine Bezeichnung des Weltenkreismeeres, in das die „südlich sinkende Sonne" in der dritten oder Herbst-Winter-att (= Himmelsrichtung) des Jahres einging und mit ihr der Gottessohn, der ᛏ oder ↑, der seine Arme senkende. Und so erscheint dieser dritte oder Herbst-Winter-Teil der 3 ættir der urnordischen Runenreihe auch auf jenem Gefäß von Orchomenos aus dem kret-mykenischen Kulturkreis (Abb. 7), ebenfalls in Binderunenform, deren Auflösung ↑ ᛗ bzw. ᛚ ᛚ ᛝ ᛟ ▷⁚ᛁ wäre (Heilige Urschrift, Taf. 205, Nr. 4). Das ᛝ-Zeichen ist die aufgerichtete Form der ⋈ bzw. in der eckigen Schreibung ⋈-Rune, das Zeichen der Verbindung von „Himmel und Erde", der „heiligen Gattung" (hieros gamos) zur Julzeit. Als 22. Rune der langen germanischen Runenreihe, also Vorjulrune, oder Kalenderzeichen der zweiten Hälfte unseres Novembermonates, hat die ⋈-Rune den Lautwert ing, was als Ableitungssilbe in unseren Sippen-



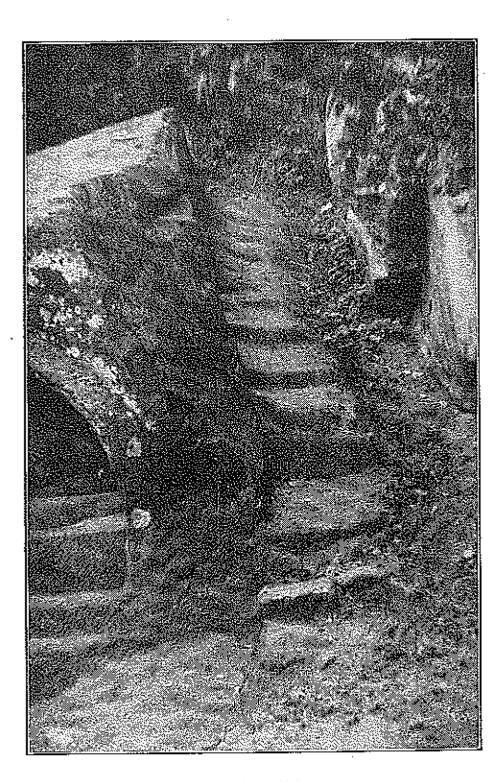
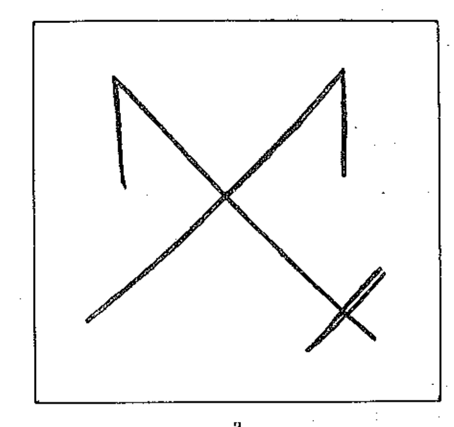


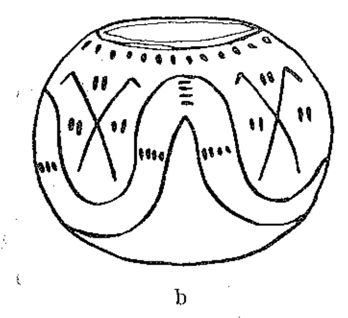
Abb. 5. Das Felsengrab, das steinerne „Ur", am Fuße der Externsteinhöhle.

und Ortsnamen usw. noch „abstammend von" bedeutet. Für die Geschichte dieser ⋈- oder ᛝ-Rune s. „Heilige Urschrift", Hauptstück 19: Das Zeichen „Himmel und Erde".

Das ▷-Zeichen der Inschrift auf dem Gefäß von Orchomenos ist die Spaltungsform von ⋈ bzw. ▷|◁, der 24., letzten oder wintersonnenwendlichen Rune der langen Runenreihe: ein sehr heiliges Sinnbild der Mutter Erde, auch in dem kreto-mykenischen Kulturkreis, dessen Kultsymbolik ebenfalls auf die nordische Megalithkultur zurückgeht (Heilige Urschrift, Hauptstück 24: Das Zeichen der „Doppelaxt" ⋈). Als germanische Jahres- und Lichtwende-



a



b

Abb. 6a. Die Binderune auf der Felsoberfläche des Felsengrabes an den Externsteinen.
b. Jungsteinzeitliches Gefäß von Groß-Gartach (Württemberg).

rune heißt das Zeichen „Tag" (altnord. dagr, angelsächs. dæg), d. h. der Anbruch des neuen Lichtes, der Wiederanstieg des Lichtes nach der Wintersonnenwende.

Ein Symbol der Mutter Erde ist ebenfalls das Zeichen der 3 Punkte ∴, das auch noch in dem skandinavischen Runenkalender überliefert und gleichzeitig jungsteinzeitlich-nordischer Herkunft ist. Für die ᛟ odil-, die „Leben Gottes"-Rune, die 23. der langen Runenreihe, siehe unsere Abb. 3, Nr. 1 (Heilige Urschrift, Hauptstück 22: Das jüngere Zeichen „Leben" ᛟ). Sie hat sich bis heute als sinnbildliches Julgebäck in Schweden erhalten.

Für das Alter und die Zuverlässigkeit der epigraphischen Überlieferung in der germanischen Runenreihe ist ein Vergleich der Inschrift auf dem Gefäß von Orchomenos und der 3. att der langen Runenreihe kennzeichnend (vgl. Heilige Urschrift, S. 316, Textabb. 52):

Orchomenos: ↑ ⋀ ↿ᛚ ᛝ ᛟ ▷

Lange Runenreihe: ↑ ᛒ ᛖ ᛚ ᛝ ᛟ ᛞ

wobei die junge, späte ᛗ-Rune, gebildet aus ᛖ und ᛞ, von mir fortgelassen wurde. Für die Beziehung der ᛒ bzw. ⟁⟁ zur ⋀-Rune siehe Heilige Urschrift, Hauptstück 11.



Abb. 7. Gefäß von Orchomenos (2. Jahrtausend v. Chr.).

Noch auffälliger wird der Zusammenhang, wenn man in Betracht zieht, daß rechts unten an dem linken der beiden vorderen Eingänge zur Externsteinhöhle als Binderune das ᛚᛝ-Zeichen, d. i. ᛚ und ᛝ, die 21. und 22. Rune der langen Runenreihe erscheint, lagu und ing. Die Zeichenverbindung ist tief eingehauen und zeigt die gleiche Verwitterung der Oberfläche wie die Gesamtfläche des Felsens. Es ist die gleiche schwere und wuchtige Technik wie diejenige des ⊼⅄-Zeichens in der Höhle.

Wenn man nun an dem ᛚᛝ-Zeichen vorbei in die Höhle tritt, gelangt man zu dem in den Felsboden ausgehauenen Wasserbecken. Daß es der wintersonnenwendliche Gottessohn ist, der mit dem „Licht der Lande" in die „leuchtende Lache" einging, wo die neue Zeugung, seine Wiedergeburt, das ing, im ᛝ, in der Vereinigung von Himmel und Erde, in der Mittwinter- und Mütternacht erfolgte — lehrt auch noch die vedische Überlieferung der arischen Inder. Agni, der Gottessohn, heißt das „Kind der Wasser", wie im germanisch-christlichen Synkretismus das Christkind noch das „Bornkind" genannt wird.

Das Malkreuz-gelegte Doppel-ᛚ, das l-l, ist sowohl in den kultsymbolischen Runeninschriften wie in den Geleitmünzen (Brakteaten) der Völkerwanderungszeit bis zur Eddazeit eine hochkultische Formel: l(ina) l(aukar), die „Leinen- und Lauch"-Formel, welche sich ursprünglich auf die Grablegung des Gottessohnes bezogen hat. In den Wölsi-Strophen (Vǫlsa þáttr) wird noch in lappo-finnischer Entlehnung „Leinen und Lauch" als Erhaltungsmittel für den kultischen Pferdephallus genannt: „in Linnen gehüllt und mit Lauch geschützt" (lini gœddr en laukum studdr).

So mögen die Toten der Megalithgräberzeit des nordischen Kulturkreises, wie der Gottessohn, in „Leinen gehüllt und mit Lauch geschützt" in das Sippensteingrab gelegt worden sein. Und mit den „Leuten des Westens", den nordischen Amuri (Amoritern) und ihren Megalithgräbern gelangte diese Religion, ihre Symbolik und ihr Kultbrauch einst nach Amuru-Kanaan. Aus dem Dolmen-Gebiet von Galiläa brach die Glaubenserneuerung des Jesus von Nazareth hervor, der selber als „Kreuz"-Gott (= „Jahr"-Gott), mit dem Ger in der

Seite gezeichnet, nach dem alten Mythos verschied, in Leinen mit Kräutern gehüllt, in das Felsengrab gelegt wurde und dort auch drei Tage im ◠ bis zu seiner Auferstehung verweilte.

Ich werde diese Zusammenhänge ausführlich in meinem genannten Palästina-Buch behandeln. Zweck dieser wenigen Zeilen ist nur, auf die Bedeutung der am Felsengrab und der Höhle entdeckten Binderunen in dem Gesamtrahmen hinzuweisen.

Das Kreuz an dem rechten unteren Schenkel der X gekreuzten Doppel-l-Rune ist die Bezeichnung + „Jahr" (angelsächsisch gear usw., Runenreihe des Themsenmessers), sowohl für Sommer- wie für Wintersonnenwende, auch in den skadinavischen Runenstabkalendern. Es bezeichnet stets „Jahresmitte" bzw. „Jahreshälfte".

Die Zusammenhänge der Kultstätten und der Kultsymbolik am Fuße der Externsteine klären sich jetzt immer mehr. Von der wintersonnenwendlichen Kulthöhle mit dem ᛚᛝ am Eingang, dem Wasserbecken und dem ⊼⅄-Zeichen, führt die Felsentreppe zum Felsengrab im ∩, auf dessen Oberfläche die malgekreuzte l-Rune, die lina laukar-Formel („Leinen — Lauch") der Grablegung des Gottessohnes und Heilbringers, des + oder Jahr-Gottes, erscheint.

Uralte Mysterienspiele werden an dieser geweihten Stätte in der „heiligen Nacht" stattgefunden haben, welche in christlichem Gewande, übertragen auf den Christus, den Gottessohn, und auf die Osterzeit im Mittelalter wahrscheinlich noch weiter fortgedauert haben mögen, bevor sie ganz verschollen sind.

Was das Alter des Felsengrabes und seiner Rune betrifft, so dürfte sie zeitlich jünger anzusetzen sein als die Kulthöhle und ihre Runen.

Ich hoffe, daß diese Zeilen zur Hervorhebung der großen geistesgeschichtlichen Bedeutung unserer „Externsteine" beitragen mögen und verbleibe mit den wärmsten Wünschen für Ihre dortige Arbeit und das Gedeihen Ihrer Zeitschrift in diesem neuen Lebensabschnitt mit deutschem Gruße

Ihr aufrichtig ergebener

Herman Wirth.

Bad Doberan i. M., 13. Nebelung 1932.

Bemerkung der Schriftleitung: Das hier vielfach genannte Werk „Die Heilige Urschrift der Menschheit" erscheint gegenwärtig in Lieferungen im Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Bis Ende November lag die neunte Lieferung vor.

„Nach Goethes bekanntem Ausspruch ist ‚das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, den sie erregt'. Nun, in der Sicherheit, dieses Beste stets zu besitzen und dem anklopfenden und Einlaß begehrenden Jünger mühelos in Herz und Sinn einzugeben, kann keine geschichtliche Disziplin sich messen mit unserer Germanischen Vorgeschichte. ‚Wer eine große Vergangenheit ins Leben ruft, genießt die Freude des eigenen Schaffens': so lautet das stolze Bekenntnis eines berühmten Erforschers des griechischen Altertums. Aber wieviel stärker muß das Hochgefühl sein, das die Brust dessen schwellt, der nicht für irgendein fremdes, heute längst dahingegangenes Volk ein solcher Lebenswecker wird, sondern in hartem aber siegreichem Kampfe mit der Ungunst der Überlieferung Mittel und Wege findet, dem eigenen Volke, an dessen Ewigkeit er mit Ernst Moritz Arndt gern und freudig glaubt, seine berghoch verschüttete heldenhafte Urzeit in ihrer ganzen Größe in immer reinerer Gestalt, in immer überzeugenderer Klarheit von neuem erstehen zu lassen!" Gustaf Kossinna.

Das Männchen von Oechsen

Von Will Vesper

Ich wohnte in diesem Sommer einige Wochen in dem Heimatdorf meiner Mutter, in Oechsen in der Vorderrhön gelegen, zwischen Felda und Fulda, dem alten Lande Buchonien. Oechsen ist ein merkwürdiges Dorf, dessen Geschichte einmal erforscht und von einem erfahrenen Manne geschrieben werden müßte. Ich glaube, daß uns das noch mehr anginge, als die Ausgrabungen von Ur in Chaldäa oder von Städten in der Wüste Gobi.

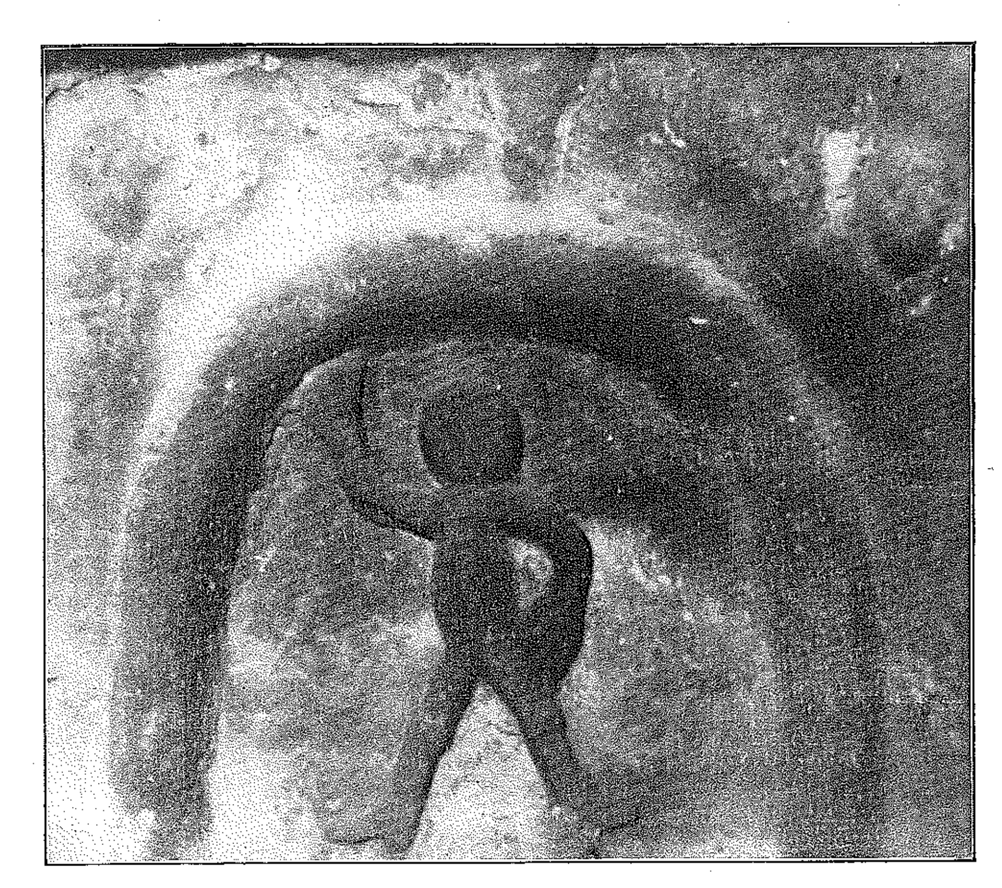
Der Name Oechsen, den auch die mächtigste Basaltkuppe und das Flüßchen der Gegend tragen, wird schon im 8. Jahrhundert erwähnt, in den Formen Uhsena, Uhseno, Uhsine. Das Dorf hat den Charakter einer alten germanischen Freibauernsiedlung bis zur Gegenwart durchaus erkennbar bewahrt. Bis zur Verkoppelung kurz vor dem Kriege besaß es eine große Allmende, auf der gemeinsame Hirten, ein Rinderhirte, zwei Schafhirten, ein Schweine-, ein Ziegen- und ein Gänsehirte das Vieh des Dorfes hüteten. Noch jetzt grenzt der große Oechsener Gemeindewald an den Wald des fernen Geisa. Die dazwischenliegenden Dörfer sind wohl spätere und daher ärmere Siedelungen. Der alte Kirchhof von Oechsen ist eine Festung und der Kirchturm ein kräftiger Wehrturm. Gewaltige Fluchtbogen mit heute noch deutlich erkennbaren mächtigen Wällen und Basaltmauern, krönen die Kuppen der benachbarten Berge, den Beyer, die Sachsenburg, Diedrichsberg, den Oechsen, und beweisen, daß die Gegend an der alten Völkerstraße in der Richtung Mainz—Fulda—Erfurt schon in frühesten Zeiten reich besiedelt war.

Das Dorf behauptet zwischen dem Hessischen im Westen, dem Main-Fränkischen im Süden und dem Thüringischen im Osten noch heute eine nord- und niederdeutsche Färbung und Neigung zu der Art der Menschen an der unteren Werra und der oberen Weser. Uralte Sitten und Bräuche, Vorstellungen und Anschauungen haben sich frisch erhalten. Ältestes Glaubens- und Sagengut lebt noch gegenwärtig.

Bei meinem letzten Aufenthalt im Dorfe wurde ich nun durch einen Lehrer der Dorfschule darauf aufmerksam gemacht, daß sich im Keller eines alten Bauernhofes, unweit der Kirche, ein merkwürdiges kleines Bildwerk befinden solle, davon er gehört, das er aber auch selbst noch nicht gesehen. Es gelang uns, von dem Besitzer, einem 87jährigen Bauer, die Erlaubnis zu bekommen, das Bildwerk anzusehen.

Im hintersten, völlig dunklen Teil eines langen Kellers befand sich, etwa in Brusthöhe, in der Mauer eine Nische, wie ähnliche in den Kellerwänden zum Abstellen und Kühlhalten von Milch, Butter usw. oftmals angebracht sind. Den Hintergrund dieser Nische aber bildete ein steinernes Flachrelief merkwürdigster Art. Zum Teil war es noch mit Mörtel überdeckt, den ich sorgfältig entfernte. Das Relief füllt die ganze Hinterwand der Nische aus, als wäre die Nische nur seinetwegen angelegt. Herr Lehrer Schmidt in Oechsen hat eine ziemlich deutliche Aufnahme von dem Bild gemacht.

In der Mitte unter einem wulstigen Bogen steht ein „Männchen", in primitiver, aber sehr ausdrucksvoller Ausführung und Haltung, den rechten Arm erhoben, mit gespreizter großer Segenshand, die linke Hand in die Hüfte gedrückt. Diese Gebärde, wohl von sakraler Bedeutung, ist zweifellos dem Hersteller des Bildwerks das Wichtigste gewesen. Sie ist in naiver Weise stark überbetont und herausgeholt. Oberhalb der Rundung des Bogens tritt links und rechts je ein Köpfchen hervor, bei aller Primitivität auch mit ganz ausdrucksvollen Gesichtern, vermutlich bärtige Männerköpfchen. In der Mitte ganz oben und teilweise noch hinter dem Mauerwerk wird ein Gebilde sichtbar, das wie die Blesse eines Pferdekopfes aussieht, von vorne gesehen, mit hohen Ohren. Die Nische mit dem Bildwerk liegt genau unter dem Herd des Hauses, der im oberen Stockwerk in der Küche steht.



Männchen von Oechsen

Auffallend war sogleich die Scheu des alten Bauern, von dem „Männchen" zu sprechen. Er erklärte, er wisse nicht, wie es dorthin gekommen, erzählte aber dann von einem Brand im Jahre 1896, nach dem der Hof neu aufgebaut worden sei. Damals habe man auch noch ein anderes Steinbild gefunden, auf dem ein „Kind" gewesen, mit „Geschrift", die weder der Pfarrer noch der Lehrer hätten lesen können. Von diesem Bildwerk gestand er schließlich, daß er es wieder habe eingraben lassen, wo man es gefunden — man könne nicht wissen, wozu es gut sei — und zwar liege es jetzt genau unter dem Hauptstützbalken der großen Scheune, geschützt in der Erde. Von dem „Männchen" im Keller gestand er schließlich, vorsichtig und immer wieder betonend nur „scherzesweis", daß es wohl der Hausgeist sei, der aufpasse, daß im Hause nichts gestohlen würde. Der alte Bauer war sich zweifellos, wenn auch scheu darüber lächelnd, einer irgendwie unheimlichen, einer „heiligen" Bedeutung des Bildwerks bewußt.

Jeder, der das „Männchen" betrachtet, wird von der merkwürdigen Ausdrucksgewalt der einfachen Gestalt ergriffen werden. Zweifellos ist das Steinbild uralt, und da es keinerlei Beziehungen zum christlichen Kult hat, haben wir wohl ohne Zweifel eine vorchristliche Plastik, die an dieser Stelle nur eine frühgermanische sein kann, vor uns, obgleich einer der Fachleute, denen ich einen Abzug vorlegte, es mit spätrömischen, vielleicht mit Mithras-Kult-Bildern in Verbindung bringen wollte. Ein anderer deutete auf den Baldur-Kult. Das sind einstweilen Vermutungen. Ich möchte das Bildwerk zunächst einmal einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machen und um möglichst sachliche Untersuchung bitten.

Hinweisen darf ich vielleicht noch darauf, daß Oechsen früher und früh zum Fulda-Gebiet gehörte, und daß bei der gewaltsamen Christianisierung jener Gebiete durch Bonifatius und die fränkische Staatsgewalt, auf den Besitz und der Verehrung der alten „heidnischen Götzen“ Todesstrafe stand. Mancher mag da das alte Heiligtum, das er nicht der Zerstörung durch die fränkischen Eroberer und die christlichen Bekehrer aussetzen wollte, in dem Grund seines Hauses, oder in heimlicher Nische hinter Mörtel und Stein verborgen haben. Jedenfalls dürfen wir hoffen, in diesem „Männchen von Oechsen“ ein frühgermanisches Bildwerk von religiöser Bedeutung vor uns zu haben.

In dem bei Eugen Diederichs erschienenen Band „Thüringer Sagen“ fand ich auf Seite 17 bisher das einzige Bildwerk, das wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Oechsener „Männchen“ hat, namentlich mit der ausdrucksvollen Gebärde, und zwar stellt die alte Zeichnung ausdrücklich einen „heidnischen Abgott“, den „Püstrich“ dar, der auf „dem wüsten Schlosse Rothenburg, das auf einem hohen Berg steht, nächst bei der Stadt Kelbra“ nach alten Chroniken soll gefunden worden sein. Man vergleiche, und man wird zweifellos die Verwandtschaft der ausdrucksvollen Gebärden feststellen müssen.

Zum Schluß eine dringende Bitte oder zwei. Man verschone den alten Oechsener Bauern mit wohlgemeinter Neugier! Vor allem aber: niemand — auch kein Museumsleiter — soll versuchen, das „Männchen“ von seinem alten Platze zu entfernen, um es in irgendein gelehrtes Verließ zu verschleppen. Alle bösen Geister rufe ich auf den herab, der es anzurühren wagen sollte. Dagegen wird man später einmal das andere, das eingegrabene Bildwerk, aus der Erde heben und anschauen dürfen, wenn der alte Bauer, der eine solche Ausgrabung jetzt sicher nicht gern sehen würde, zu seinen Vätern heimgegangen ist. Das werde ich jedenfalls im Auge behalten. Vielleicht fällt von da aus auch ein Licht auf das „Männchen von Oechsen“.

Rufer im Streit

Merkwort: „Wenn wir die Werke unserer Vorfahren nicht mit Scheu betrachten, die wir doch selbst so hastig und scheinbar für ewige Dauer Monumente aller Art schaffen, können wir von unseren Nachkommen erwarten, daß sie schonender sein werden als wir selber?“ Ernst Wörner (1877).

Versunkene Schätze — uraltes geistiges Erbgut. „In seinem bemerkenswerten Buch ‚Schwerttanz und Schwertspiele‘ (1931) schreibt Kurt Weschke: ‚Gerade der deutschen Altertumskunde gegenüber wird man das Empfinden großer Schätze, die es noch zu heben gilt, nicht los.‘ Es steckt in Volksbrauch und Volksüberlieferung, aber auch unmittelbar in Denkmälern, Realaltertümern noch ein riesiger Stoff für die deutsche Geistesgeschichte. Daß dieser Stoff noch größtenteils oder völlig unbekannt und unverarbeitet ist, ist gar nicht verwunderlich; ist es doch erst rund hundert Jahre her, daß die Brüder Grimm uns den deutschen Märchenschatz wiedergegeben haben und daß wissenschaftliche Deutschkunde sich mit diesen Dingen überhaupt eindringlicher beschäftigt.

Es kommt hinzu, daß diese Vorstellungskreise, soweit sie alten vorchristlichen Volksglauben betreffen ja von der herrschenden Kirche planmäßig ausgetilgt oder, wo das nicht anging, weil sie zu tief in den Gemütern des Volks eingewurzelt waren, doch wenigstens die Zusammenhänge und Bindungen mit älterer Vergangenheit unseres Volkstums nach Möglichkeit verschwiegen und verhüllt wurden. Das Kerzenbrennen, die Osterfeuer sind unzweifelhaft, wie selbst der sehr vorsichtige Karl Helm in seiner germanischen Religionsgeschichte zugibt, vorchristlicher Verehrung der Lichter und des Feuers entsprungen. Sie werden auch zunächst von der herrschenden Kirche bekämpft; wie töricht es doch sei, sagt noch der Missionar Pirmin, Gott Kerzen anzuzünden, als ob er, der doch die Quelle alles Lichtes sei, im Dunkeln sitze. Aber die Kirche hat dann später das Kerzenopfer übernommen, mit der klugen Anpassungsfähigkeit, die sie gerade in den Anfängen, in der Missionszeit, gezeigt hat und zeigen mußte; und die Papst Gregor in seinem Schreiben an den Abt Mellitus im Jahre 601 diesem empfiehlt...

Das soll aber hier soviel; es ist noch viel mehr an uraltem geistigen Erbgut vorhanden, als wir bisher wußten; und deshalb ist auch noch viel mehr von uralter Vergangenheit zu erkennen als man zunächst annehmen möchte.“ Nach Professor Dr. Jung-Marburg im Sammelband „Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?“, hrsg. von Prof. Dr. A. Baeumler, Dresden. Koehler & Amelang Verlag 1932.

Denkmalsschutz und Tributlasten. „Den Schutz zu erreichen, den Dänemark gesetzlich seinen vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern gewährt, war und ist freilich nicht möglich. Die Deutschland auferlegten Tribute ersticken, wie Versuche gezeigt haben, jede Hoffnung, das 1914 erlassene preußische Gesetz über Ausgrabungen durch ein die frühhistorischen Denkmäler und Stätten selbst hegendes Gesetz zu ergänzen. Selbst hier, wo es doch gilt, weiten Kreisen des Vaterlandes Quellen zu erhalten, die Anschauung von den verborgenen Zusammenhängen der Generationen vermitteln, Wurzeln des eigenen Lebens aufdecken und so Volksbewußtsein schaffen helfen, also selbst wo Wissenschaft und Denkmalspflege in unmittelbarer und anschaulicher Verbindung mit dem sich auf sich selbst besinnenden Volk im deutschen Volksstaat stehen, versagt die Not der Gegenwart die Mittel zu einer allgemeinen und sachlich befriedigenden Regelung. Nur landschaftlich und örtlich begrenzt ist es möglich gewesen, fürsorglich einzugreifen.“

Otto Scheel (Jahrbuch 1930 d. Schleswig-Holstein. Univ.-Ges. [Breslau 1931], S. 82).



Immer noch der alte Irrtum! Man hört heute schon gelegentlich sagen, es sei gar nicht mehr nötig, gegen falsche Anschauungen von der Vorzeit unseres Volkes zu kämpfen, denn nachgerade wisse man doch schon Bescheid.

Die irrtümlichen Meinungen halten sich aber außerordentlich zähe. Da ist im Jahre 1922 das 15. Tausend des Romanes „Die Wundmale“ erschienen. Der Verfasser, Friedrich von Gagern, ist ein Epiker von großem Können, hat eine außerordentliche Fähigkeit, Kräfte, die in den Tiefen des Volkes arbeiten, lebendig zu gestalten. Deshalb ist die unten aufgezeigte Entgleisung um so mehr zu bedauern. Es heißt auf S. 386 des 2. Bandes: „Von den eroberten Küsten der Weltmeere sieht Rom über die Ewigkeit hin. Eine einzige vollendete Macht umspannt das Herz der Welt; auf seinem Sporn Italia bewacht Rom den blauen Hafen der Nationen. Hier ist alles Erfüllung und Wärme; jenseits der Grenzen ist noch Kälte und Chaos.

Cäsar Oktavianus ist jetzt mehr denn vierzig Jahre lang der erste Mann der Welt.

Aber er sehnt längst der Komödie Ende herbei.

Wie wird sein finsterer Stiefsohn, dieser unergründliche Sohn einer abgründigen Frau — wie wird Tiberius das Erbe verwalten?

Im Norden wohnt ein winterliches Jägervolk, furchtbar in Treue und Kraft. Wie, wenn diese unverbrauchten Geschlechter den Geist Roms erfassen, sich ordnen und einigen!“

Unter einem Jägervolk wird immer noch ein Volk verstanden, das in seiner Lebens-

haltung hauptsächlich auf die Jagd angewiesen ist. Wann endlich wird jeder wissen, daß im nordischen Kulturkreis seit der jüngeren Steinzeit schon schollensässige Bauern lebten? S.

Das falsche Bild. Die Abbildung stammt aus dem diesjährigen Werbeblatt für ein sehr verbreitetes Jugendbuch, das regelmäßig in jedem Jahre erscheint. In welchem Jahrhundert die Geschichte spielt, die das Bild anschaulich machen soll, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls haben die Germanen



während der ganzen römischen Kaiserzeit nicht so ausgesehen. Sie haben überhaupt niemals so ausgesehen. Leider ist die Vorstellung, der das Bild entspricht, ganz allgemein. Ein Wunder, wenn's schon anders wäre. „Von den Höhen des Teutoburger Waldes, aus dem Giebelfelde der Walhalla, von Norwegens Strand (Standbild des Frithjof), aus den Schilderungen der Dichter, von der Bühne herab immer wieder begegnen wir einem falschen Bilde der Germanen. Der Künstler hat das Recht der Freiheit; aber wo er Gestalten aus der Geschichte, und sei es in der Form der Sage, uns nahe bringen will, da ist er gebunden an die Tracht einer bestimmten Zeit. Er darf nicht Sammlungen der germanischen Altertumskunde durchmustern, das ihm Zusagende sich einprägen und seinen Helden mit dem Erbe von Jahrtausenden gleichzeitig schmücken." (Girke, Die Tracht der Germanen II.)

Die Prignitz rein germanisches Siedlungsgebiet. Auf der Jahrestagung 1932 der Arbeitsgemeinschaft Prignitzer Heimatvereine zu Wittenberge gab die mit der vorgeschichtlichen Landesaufnahme vom Kreis Westprignitz beauftragte Archäologin Frl. Dr. Bohm-Berlin einen Bericht über die Ergebnisse ihrer Forschungen, aus dem zu entnehmen war, daß sich für die älteste Steinzeit eine Besiedlung der Prignitz nicht mit Sicherheit nachweisen läßt.

Zahlreiche Funde, Steinbeile, Messerchen usw. aus Feuerstein lassen erkennen, daß in der mittleren Steinzeit die Prignitz besiedelt war und während der jüngeren Steinzeit eine starke Besiedlung vorherrschte. Die Fundausbeute lehrt, daß trotz der Zugehörigkeit zum rein nordischen Kulturkreis mitteldeutsche Einflüsse unverkennbar sind. Das bekannte Hünengrab bei Mellen ist ein Zeuge der jüngeren Steinzeit. Seit der jüngeren Bronzezeit ist eine ruhige Fortentwicklung bis in die Neuzeit feststellbar und die Bevölkerung seit dieser Zeit bilden Germanen.

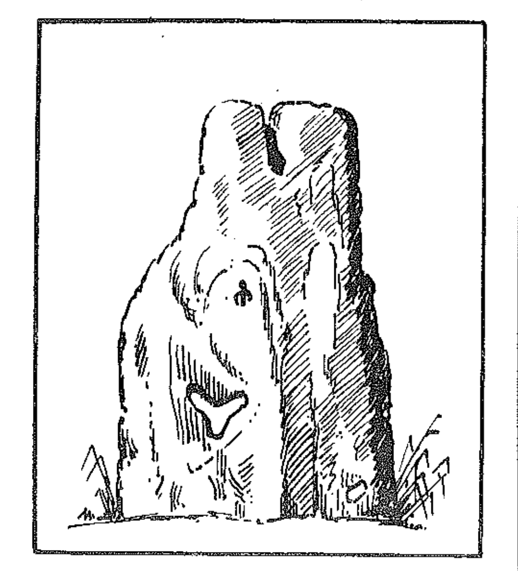
Die Slawen, Wenden siedelten in der Prignitz erst im frühgeschichtlichen Abschnitt. Als frühesten Termin für ihren Einzug kann man das 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ansetzen. Sie machten auch nach ihrem Einzug nur eine kleine Schicht der Bevölkerung aus, bevorzugten die Niederungen und Flußtäler, weil sie hauptsächlich Fischer, aber keine Ackerbauer und Viehzüchter waren.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Sagen, Flur- und Ortsnamen aus germanischer Zeit sich bis in die Gegenwart erhalten haben. Ein Beispiel dafür ist die Sage vom Königsgrab bei Seddin.

Frl. Dr. Bohm gab dann noch wertvolle Aufschlüsse über Orts- und Flurnamen, die ebenfalls darauf hindeuten, daß der germanische Einfluß seit der Urzeit unverkennbar ist. Die Vortragende kam zu dem Schluß, daß die Prignitz altgermanischer Boden ist, eine Feststellung, die von besonderer Bedeutung ist, wenn man sich vor Augen hält, daß Polen bereits beweisen (!!!) will, daß sein Gebiet nicht nur bis an die Oder, sondern bis an die Elbe reiche mit der Begründung, daß hier slawisch-wendisches Kulturgebiet sei. So weilte erst kürzlich ein polnischer Archäologe in der Prignitz und auch in Wittenberge, der für diese Ansicht Belege suchte — allerdings vergeblich. Es zeigt sich jedoch, daß das für die archäologische Landesaufnahme der Prignitz verwendete Kapital nicht verschwendet worden ist, sondern Ergebnisse gezeitigt hat, die nicht nur für die Heimatkunde, sondern darüber hinaus für die allgemeine wissenschaftliche Forschung von grundsätzlicher Bedeutung sind.



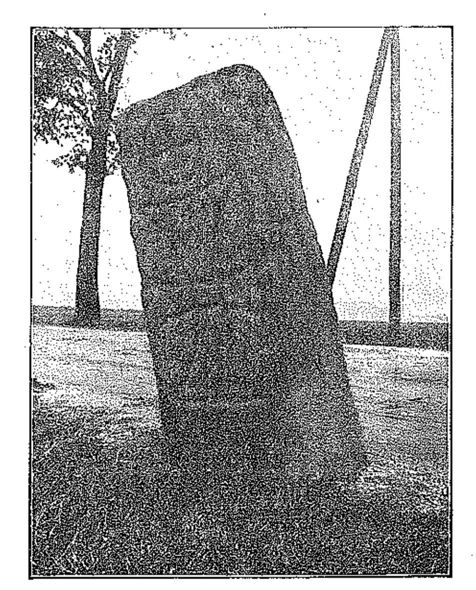
Kultsymbol oder Verwitterung? Im 25. Jahrgang des „Korrespondenzblattes des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" (1877) beschreibt Ernst Wörner, der sich um die Aufnahme der-



artiger Denkmäler große Verdienste erworben hat, den Hinkelstein bei Armsheim (Rheinhessen): „Er steht 1,80 Meter hoch und 1,20 Meter breit an der Straße von Armsheim nach Flonheim. Der Querschnitt bildet im allgemeinen eine allerdings sehr unregelmäßige Ellipse mit mehreren starken Auswüchsen. Eine quer durch dessen Mitte gezogene Linie mißt 50 Zentimeter, während die zu beiden Seiten nahe dem Ende quer hindurchgezogenen Linien etwa 20 Zentimeter messen. Ein Loch geht mitten durch den Stein hindurch. Derselbe ist von Porphyr, einem Material, welches erst weiter westlich in den Bergen bei Wonsheim und Siefersheim vorkommt."

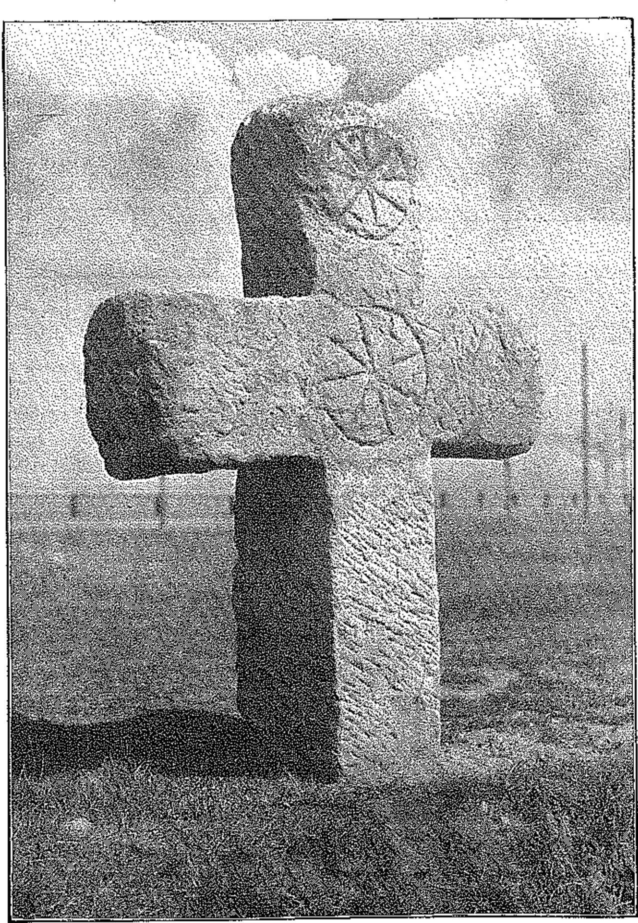
Die Beschreibung erwähnt zwei Dinge nicht, die nach der beigegebenen Zeichnung zu urteilen vorhanden sind: die Spaltung des oberen Steinrandes und die figürliche Darstellung in der Mitte der einen Breitseite. Auf die Bedeutung der Steinspaltung ist schon früher in „Germanien" hingewiesen worden (3. Folge, S. 15/16 und 4. Folge, S. 86). Der ganze Zusammenhang, in dem die Figur steht, erinnert an den „Wendestein", den Wirth erwähnt (Heilige Urschrift, S. 320, Taf. 99, Nr. 3). Aber um Näheres sagen zu können, ist es vorerst notwendig, die Beschreibung des Steines an Ort und Stelle nachzuprüfen und gute Lichtbilder beizubringen. Wer von unseren Lesern ist imstande, das zu unternehmen? (Hoffentlich ist der Stein noch vorhanden!) — Wie steht der Stein zu den Himmelsrichtungen? Standortsgabe nach dem Meßtisch-Blatt! Knüpfen sich Sagen und volkstümliche Bräuche an den Stein? S.

Kreuzsteine und Steinkreuze. Schon in der 4. Folge unserer Zeitschrift haben wir verschiedene Berichte über diese Denkmäler aus der deutschen Vergangenheit gebracht. Auch in Zukunft wollen wir ihnen unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Zuschriften aus unserem alten Leserkreise zeigen, daß den rätselhaften Steinen erfreulicherweise



Kreuzstein bei Bautzen mit vierspeichigem Rade

größere Beachtung geschenkt wird. Rätselhaft sind sie noch immer, soviel auch schon darüber veröffentlicht worden ist; und über ihr Vorkommen sind wir auch noch längst nicht so unterrichtet, wie es wünschenswert wäre. Beide Aufgaben — die Verbreitung genau abzugrenzen und die ursprüngliche Bedeutung festzustellen — einer Lösung näherzubringen, kann nur dann gelingen, wenn allenthalben daran mitgearbeitet wird. Der eine macht eine Aufnahme am Wege, der andere findet eine Mitteilung, ein Bild in einer Zeitung, und der dritte geht planmäßig auf die Suche. So sollen die Abbildungen in diesem und dem folgenden Heft 2, die wir dem schönen Buche von Kuhfahl entnehmen, zunächst nichts anderes als Lust machen, selber etwas zu finden. Denn das ist erst einmal die Voraussetzung, sich innerlich allgemein einzustellen auf diese Aufgabe im Dienste der Landschaftsforschung. Anweisung für planmäßige Arbeit wird folgen! Wichtig sind auch frühe literarische Quellen (Urkunden, Grenzbeschreibungen u. a.) aller Art, in denen diese Denkmäler gelegentlich erwähnt werden.



Steinkreuz bei Pirna a. d. Elbe mit zwei achtspeichigen Rädern

„Ein flüchtiger Überblick über Zahl und Lage aller bekannten Standorte führt zu der sicheren Erkenntnis, daß wir dem Steinkreuz in Mittel- und Nordeuropa überall da begegnen, wo germanische Stämme dereinst bei der Besiedlung den Hauptteil der Bevölkerung gestellt haben oder zum mindesten einmal in geschlossenen Massen seßhaft gewesen sind. — Das Steinkreuz kennzeichnet sich demnach als ein alldeutsches Besitztum im eigentlichen Sinne des Wortes und steht als eines der wenigen wohlerhaltenen Erbstücke aus deutscher Vergangenheit noch allerwärts in der Landschaft." (Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen.)

Schätze der Scholle

Ein frühbronzezeitlicher Grabhügel bei Boitzen, Kr. Zeven. Von Hans Müller-Brauel, Zeven.

Auf der Heidefläche in dem Dreieck, wo die Feldmarken Wense, Steddorf, Boitzen zusammenstoßen, längs eines uralten Heerweges (der in Napoleonischer Zeit zu der Chaussee Zeven-Stade ausgebaut wurde), liegt ein größeres Hügelgräberfeld.

Es umfaßt zwei Arten von Hügeln: Hügel mittlerer Größe, meist niedrig, ohne jeden Steinpackungsbau im Inneren, auf der Oberfläche in der Mitte entweder sichtlich abgeplattet oder direkt eingesunken. Was ich von diesen Hügeln im Laufe der Jahre abfahren sah (als ich noch keine Grabungserlaubnis hatte), was ich von Funden aus solchen Hügeln hörte, das wies alles eindeutig darauf hin, daß es endsteinzeitliche Grabhügel der aus dem Thüringischen bei uns einwandernden Schnurkeramiker seien. Die zweite Art umfaßt Hügel von großen, man möchte sagen, fast riesenhaften Dimensionen; der größte noch vorhandene Hügel, auf der höchsten Höhe des ganzen Geländes, umfaßt zirka 30 m Durchmesser zu 3 m Höhe. Ein anderer, den die Ortsgemeinde Steddorf mit 5 weiteren zu Wegebesserungen abfahren ließ, hatte (die abgegrabene Grundfläche liegt noch unbegrünt da), genau 20 m Durchmesser und in der Mitte 2,60 m Höhe. Ich habe bei wiederholten Besuchen zahlreiche Holzpfähle darin feststellen können. Funde hat dieser H., soweit ich davon erfuhr, nicht erbracht, daß er aber der Hoch-Zeit der älteren Bronzezeit angehörte, daran besteht kein Zweifel; wo immer solche Hügel Funde erbrachten, erwiesen diese, daß die H. eben dieser Periode angehörten.

In der Mehrzahl sind sie fundlos, — das kann aber seine Erklärung auch in dem Umstande finden, daß gerade diese großen Hügel, wie ich in mehreren Fällen mit größter Sicherheit nachweisen konnte, ursprünglich einen Hohlraum für den oder die darin bestatteten Toten enthielten — also eine Art Familiengruft und in diesem Sinne Nachfolger der Megalithgräber, die ja erwiesenermaßen Familiengräber frühgermanischer Häuptlings- oder Edelingsgräber sind. In solchen kellerartigen Hohlräumen mußte sich nämlich, wie Prof. Hans Hahne mir einmal ausführte, mitgegebene Bronze restlos auflösen — was die so oft beobachtete Fundlosigkeit erklären würde. — Diese großen Hügel der Bronzezeit gehören dem gleichen Volke an — es sind die Nachkommen der schnurkeramischen Einwanderer.

Das hier in Frage stehende Hügelgräberfeld (unmittelbar neben der nachweislich uralten Siedlung Brake gelegen, die zu dem Dorfe Boitzen gehört) umfaßte vor zirka 30 Jahren nach meiner Zählung im ganzen 43 Hügel. Heute ist der größte Teil der noch vorhandenen Hügel, zirka 30, auf meine Veranlassung, als Kreispfleger, insofern für die Zukunft erhalten, als die Fläche, auf der sie liegen, in einer Größe von 10 Morgen vom Kreise zunächst erpachtet ist.

Um den Kern dieses Gräberfeldes liegen nun noch mehrere einzeln belegene Grabhügel, die, weil sehr verschiedenen Besitzern gehörig, nicht mit erpachtet werden konnten, sie werden nun zu Ackerland eingeebnet oder sind es z. T. schon. — Ganz oben im Norden des Gräberfeldes wurde ein Hügel abgegraben, der etwa in der Mitte den Querabschnitt eines ringsum angekohlten Baumsarges zeigte.

Im Südteile dieses Feldes hatte nun der Anbauer Kücks zur Brake einen Hügel eingeebnet; bei einer Besichtigungsfahrt sah ich den Beginn dieser Arbeit und stellte an der Nordwestseite des Hügels im Anschnitt eine Reihe von Holzpfählen fest. Mit dem Besitzer wurde dann die Weiterarbeit verabredet, dieser ließ die ganze Hügelmitte stehen und ich habe sie untersuchen können.

Der Hügel hatte einen Durchmesser von 15,30 m in Richtung Süd-Nord, und von 16,50 m in Richtung Ost-West. Da jahrzehntelange Beobachtungen mir gezeigt haben, daß stets in der größten Durchmesser-Ausdehnung das so orientierte Grab liegt, da weitere Beobachtungen dartaten, daß die Gräber mit der Längsorientierung Ost-West die älteren sind, konnte eine Grabanlage der ausklingenden Jungsteinzeit oder der aufkommenden Bronzezeit

erwartet werden. Soweit meine Beobachtungen reichen, wird im zweiten Teile der älteren Bronzezeit die alte Orientierungslinie Ost-West verlassen.

Der Hügel war also *nicht kreisrund*, wie so oft in Beschreibungen von Ausgrabungen gesagt wird — nebenbei bemerkt habe ich im Leben einen wirklich *kreisrunden* Hügel, wie sie in Grundrissen oft mit Zirkelschlag dargestellt sind, noch *nicht* erlebt. — Die Höhe des Hügels wurde bei der Grabung mit 1,35—1,40 m ermittelt. — Angemerkt sei, daß er auf leicht nach Süden hin sich absenkendem Terrain lag; dieser Umstand wird uns noch weiter beschäftigen.

Das Innere des Hügels. In gleichmäßiger Entfernung vom Außenrande, zirka 2,50 bis 3 m, umzog ein nur lose und meist aus kleineren Steinen gelegter Steinkranz das Innere. Er war nicht gleichmäßig geschlossen, an der Ostseite beginnend, ragte er etwa 1 Meter über die Nordlinie der Grabanlage hinaus und hörte zwischen West und Nordwest auf, sich vor dem Aufhören noch wenige Meter in einer Holzpfahlreihe fortsetzend, während ein nochmaliges kurzes Ende Steinkranz dann den Schluß bildete. Auf der ganzen noch übrig bleibenden Strecke von Nordwest bis Ost fand sich kein Stein gelegt, — die ganze Nordkante war somit ohne jeglichen Steinschutz, während die genau gegen Süd gerichtete Seite den besten Steinschutz aufzeigte, gelegentlich in zwei aneinandergelegten Steinreihen.

Nun war die südliche Seite des Hügels die Seite, welche leicht abschüssig lag, — da war es wichtig, feststellen zu können, daß die größeren Steine der ganzen Einfassung auf *dieser* Strecke lagen, daß dort, wo die Reihe doppelt lag, stets die nach außen hin lagernden Steine die kleineren waren. Das läßt m. E. nach vielen gleichartigen Beobachtungen den Schluß zu, daß diese kleineren Steine zu oberst *ursprünglich* lagen, in den Lücken der größeren, und erst im Verlaufe der Zeit mit dem Auseinanderfließen des Hügels *absanken*. Dazu stimmte durchaus, daß nach Süden und Südosten hin die heutige Hügelkante ganz *flach* auslief, während an der (von der Sonne nie erwärmten) *Nord*kante des Hügels dieser in fast ursprünglicher Rundung erhalten war. Es hat somit nach meinen langjährigen Beobachtungen *keine Verlagerung* der Hügelerde nach Westen bzw. Nordwesten stattgefunden wie Prof. *van Giffen* es annimmt, sondern ein *Ab*fließen nach Süden hin, während die entgegengesetzte Hügelkante heute *des*halb höher ist, weil hier die fast ursprüngliche Höhe noch vorliegt.

Bei Grabhügeln schnurkeramischer Siedler, welche älteren Ursprungs sind, und die noch keine Steine am Rande, sondern statt dieser *nur* Holzpfahlreihen haben, sind die Pfahlreihen doppelt bis dreifach eingeschlagen, während an der Nordkante gar keine stehen. Es ist klar, daß hierin ein zweckbaulicher Gedanke liegt. Unsere Vorfahren wußten eben aus Erfahrung, daß die nicht von der Sonne erwärmte Nordkante sich von selbst besser hielt als die Südkante, die deswegen gesichert werden mußte gegen Abrutschen und Verlagerung.

Das von diesem Steinkranz umschlossene Innere des Hügels maß genau 10 Meter Durchmesser. Deutlich war erkennbar, wie die Innenfläche bei Erbauung des Grabhügels abgeplaggt war, denn es lagerte — ohne eine erkennbare Trennungslinie durch Humus — die aufgeschüttete Hügelerde auf dem hellgelben Sandboden des Untergrundes. — Bei anderen Grabhügeln dieser Siedler habe ich auch ein Über*brennen* der Grundfläche feststellen können. Auf einer wenige Millimeter starken roten Brandlinie lagerte eine feine weißliche Schicht, die entschieden aschenhaltig war, hierauf war die Hügelbauerde geschüttet. Mir scheinen diese Beobachtungen nicht unwichtig zu sein. Sie zeigen, daß unsere Vorfahren besonderen Wert darauf legten, ihren Toten ein Grab *in reiner Erde* zu bereiten. Es gehört dies zu manchen Zügen von Pietät, die wir im Totenritus unserer Vorfahren beobachten können, wie z. B. das Einstreuen von blühenden Blumen, die sich im Baumsarggrabe eines germanischen Mädchens in Dänemark fanden. Die Zusammenfügung solcher kleinen Einzelzüge ergibt aber ein ganz anderes Bild, als es vielfältig bis jetzt gelehrt ist. *Nicht* Totenfurcht und daher Fesselung des Toten, oder Bedecken des Grabes mit gewaltigen Steinen, um die „Wiederkehr" des Toten zu verhüten, sondern *Grabschutz* und pietätvolle Herrichtung des Grabes, des „*Hauses* des Toten" sind *Wesenszüge unserer Ahnen*.

Das Grab des Hügels. Genau in der Hügelmitte lag das Grab. Die sonst oft von mir beobachtete Beschüttung des Inneren mit einer 10—15 Zentimeter dicken Schicht von reinem, weißem Sand fehlte hier, dagegen erwies sich das Grab selber *als eingetieft* in den Urboden, und zwar soweit, bis der *weiße Untergrund* erreicht war. Das war bei einer Grabtiefe von 55 Zentimeter der Fall. Probelöcher in der Umgebung des Hügels zeigten, daß der weiße Untersand überall in einer Tiefe von 60 bis 65 Zentimeter lag. (Schluß folgt.)



Weber, Edmund, **Die Religion der alten Deutschen,** Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1932, 0,60 Mk.

Das dünne Bändchen (40 Seiten) bringt klar und übersichtlich gegliedert eine Fülle wertvollsten Stoffes, wertvoll schon deshalb, weil der Verfasser damit die Kunde über die religiösen Vorstellungen unserer Ahnen von den ältesten uns z. Z. zugänglichen Denkmälern an in ebenso geschickter Auswahl, wie knapper, leicht faßlicher und allgemein verständlicher Form zu bieten versteht.

Die zielsichere Zusammenschau zwischen den Denkmälern in engerem Sinne und den Berichten der Antike und des Mittelalters, den Sagas, den Liedern und Erzählungen der Edda, den Sagen und Märchen, den Sitten und Volksbräuchen verrät eine glückliche Hand und einen scharfen Blick für das Wesentliche.

Dem Kenner der ersten Auflage werden eine Reihe erwünschter und sehr wichtiger Ergänzungen willkommen sein. Diese Ergänzungen beruhen zum größten Teil auf eigener Forschung und haben auch die Anerkennung fachwissenschaftlicher Kreise gefunden.

Bedeutsam ist u. a. die von Weber gefundene Erklärung des von Tacitus, Annalen I, 50/51, erwähnten Marserheiligtums einer angeblichen „Göttin Tamfana". Weber schreibt Seite 19: „1929 zeigte Wilhelm *Teudt* (Germanische Heiligtümer), daß dieses Weihtum wahrscheinlich das Hauptheiligtum des ganzen cheruskischen Völkerbundes gewesen ist. 1932 gelang es mir nachzuweisen. daß ‚Tamfana' gar kein Eigenname, sondern ein Sachname gewesen ist und ‚Losheiligtümer' bedeutet hat (s. Anzeiger der Zeitschrift f. d. A. 1932)." Glücklich ist der Verfasser in der für die meisten angeführten Stellen der antiken Schriftsteller gegebenen *eigenen* Übersetzung. Er gibt dem Text erfreulicherweise eine Fassung, die diese Berichte nicht mehr durch die trüben Gläser humanistischer Scheubrillen liest und deutet, sondern Wert darauf legt, daß dem deutschen Leser durch den deutschen Wortlaut nicht immer wieder das bittre Gefühl der Minderwertigkeit seiner Ahnen gegenüber den anderen gleichzeitigen Kulturvölkern bleibt.

Es heben sich in dieser Hinsicht besonders hervor die Wiedergabe von Tacitus Ann. I. 50/51 (Tamfana) und Hist. IV. 61/65 (Veleda). Die Betonung, daß die Germanen *auch* Priester hatten (sacerdos-êwart), deren Stellung und Aufgabe naturgemäß anders waren als die der keltischen Druiden, ist notwendig; ebenso die Beleuchtung der Menschenopfer. Dankenswert ist es, wenn Weber nicht nur bei den vor- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümern Zeitangaben macht, sondern auch bei allen Schriftstellern die geschichtlichen Zahlen bringt; das vergißt der Schüler und der Laie immer wieder und möchte es auch immer wieder wissen.

Neu ist die Heranziehung einer ganzen Reihe seither wenig oder gar nicht beachteter Stellen aus den Mon. German., sowie einer *Beowulfstelle* (V. 171—179), deren Bedeutung bisher nicht richtig gewürdigt worden ist. Sie ist besonders aufschlußreich für die innere Frömmigkeit unserer Altvordern. Bekanntlich behaupten selbst führende Kirchenmänner, man wisse nicht, wie der Germane gebetet habe. Aus Weber können sie es erfahren. Die Germanen haben keine Tempel als Wohnhäuser der Götter gehabt, wohl aber heilige Häuser für die gottesdienstlichen Geräte. Sich diese Häuser als rohe Bauten vorzustellen, ist kindisch; sie haben im Friesenhaus und in der nordischen Fürstenhalle ihre lebendig zeugenden Abbilder und haben sich ebenso trefflich in die nordische Landschaft eingefügt.

Die Kritik an der kränkenden Darstellung Gregors (Seite 25) konnte m. E. ganz ruhig etwas kräftiger ausfallen. Wir haben das Recht und die Pflicht, uns so zu wehren, wie wir angegriffen werden und seit Jahrhunderten beleidigt worden sind. Man liest es zwischen den Zeilen, wie sehr es den Verfasser drängt, noch mehr solcher kritischer Bemerkungen zu den mitunter törichten, von der Forschung und der Laienwelt seither zu kritiklos als wahr hingenommenen Nachrichten römischer Schriftsteller zu bringen. Raummangel mag ihn daran gehindert haben. Zu bedauern ist, daß nicht ein paar Seiten mehr für Abbildungen zur Verfügung standen. Denn gerade auf unserem Gebiet ist

Anschauung vonnöten. Unser Auge ist ja verbildet durch die ewigen Hinweise und Belehrungen über die einzig wahren klassischen Kunstschöpfungen. Wir waren und sind ja blind und verständnislos gegenüber den Werken unserer Ahnen. Man wird gut tun, sich gerade zu diesem Büchlein ein eigenes Bildarchiv zu schaffen. Material genug findet sich in den neueren Werken der Altertumskunde; erwähnt seien nur Kossinna, Pastor, Jung, Wirth, Teudt, Reckel, Jakob-Friesen. Das Studium all dieser Werke schimmert überall in Webers Ausführungen durch, ohne daß er sich in eigener kritischer Stellungnahme den Quellen oder den Ansichten der Wissenschaft gegenüber stark beeinflussen ließe.

Wie schlecht es übrigens noch im allgemeinen um die seither so stiefmütterlich behandelte Forschung auf dem Gebiet der geistigen Hinterlassenschaft unserer Vorfahren bestellt ist, wie unsicher noch die Ergebnisse dieser Forschung sind, beweisen dem aufmerksamen Leser auch bei Weber die immer und immer wiederkehrenden „wohl" und „vermutlich" und „dürfte" und „sollte" und „scheinen" und die Fragezeichen usw.

Webers Schrift gehört in erster Linie in die Hand von Lehrern (für Geschichte, Deutsch und Religion), die die rechte Einstellung gegenüber der Kultur unserer Ahnen haben und ernstlich gewillt sind, die alten und abgetretenen Gleise der seitherigen Unterrichtsmethode und des Unterrichtsinhalts zu verlassen. Es gehört aber auch in die Hand aller außerhalb der Schule stehenden „interessierten Laien", die sich einmal Einblick verschaffen wollen in das geistige und seelische Leben und Wirken unserer Altvordern. — P. G. Beyer.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 7, Text S. 289—336, Anmerkungen S. 33—48, Tafel 271—302. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932.

Das **10. Hauptstück** (bereits in Lieferung 6 beginnend) behandelt die äußerst aufschlußreiche Sonderentwicklung eines ursprünglich abstrakten Symboles: die Kröte, die sich als Sinnbild des „unterweltlichen", winterlichen oder wintersonnenwendlichen Lebens wiederum in der Symbolkunst Mexikos als konkretes, ins Bildhafte übersetztes Symboltier ebenso nachweisen läßt, wie in jungpaläolithischen Knochenritzungen des Nordens als ursprüngliches, abstraktes Symbol.

Sehr beachtenswert ist der mexikanische Federmantel, der als Abbildung beigegeben wird; er zeigt u. a. eine stilisierte Darstellung des in 5 Enden auslaufenden „Blutstromes", auf dem ein Totenschädel angebracht ist. Wir haben hier wohl einen Sonderfall der Handdarstellung als Kennzeichen der Wintersonnenwende mit der Bedeutung „Tod = neues Leben". Gerade diese Verwendung des Totenkopfes läßt die Vermutung aufkommen, ob nicht vielleicht auch unsere vielgebrauchte Darstellung des Totenkopfes mit den zwei gekreuzten Knochen darunter ursprünglich eine Darstellung des Malkreuzes (Sonnenwendepunkte = Jahr) mit dem darüber befindlichen Jahreskreise (?) bedeutet hat: °×, wobei man sich die Enden des Malkreuzes durch die üblichen Sonnenringe ergänzt denken mag. Das wäre ein typisches Beispiel für die abstrakte Struktur, die einen ornamentalen Symbolgedanken leitet. Bei der Kröte ist in gleicher Weise der Vorgang der Übersetzung eines abstrakten Formprinzips in ein anschauliches Vorstellungsbild eingetreten: ein Vorgang, der von Wirth eigentlich zum ersten Male entdeckt und durch eine Fülle von Stoff belegt worden ist, und den wir nicht mehr aus der religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise zurückweisen können. Gerade die Entwicklung des Symbols der Kröte von der abstrakten Knochenritzung bis zur südlich-üppigen Darstellung Mexikos, und die parallele Entwicklung im religionsgeschichtlich begründeten Märchen, beweist an einem deutlichen Beispiel, woher jene Fülle von religiösen Vorstellungselementen ursprünglich stammt, die bisher von der Völkerkunde als „Totemtier" und ähnlich etikettiert sind.

Die Kröte steht als Wintersonnenwendsymbol, als Aufenthaltsort des „Jahrgottes" und der Toten unmittelbar neben der weiter verbreiteten Schlange (Drache); wie diese erscheint sie daher in späterer (und wie wir jetzt wissen, verdunkelter) Überlieferung als „Seelentier". Die Schlange als Seelentier erscheint sehr deutlich in der langobardischen Sage; die Kröte oder Unke (Formel n-k?) noch in dem bekannten Grimmschen Märchen, in dem der Tod der Unke den Tod des Kindes verursacht. Die Religionswissenschaft behauptete bisher, „die Seele werde als Tier (Totemtier) apperzipiert", woraus man eine angeblich niedrige „Anfangsstufe" des religiösen Denkens folgert.

Vermutlich wird man diese Etikettierungen mitsamt dem auf die Geistesgeschichte übertragenen Entwicklungsgedanken, der immer noch unheilvoll mit dem Fortschrittsdogma verquickt ist, einer gründlichen Umgestaltung unterziehen müssen. Wenn nach süddeutschem Volksglauben die Kröten „arme Seelen" sind, so ist das ein aus ferner

Vorzeit ebenso unausrottbar fortlebendes Bild, wie etwa die Hand als Grabsymbol, die auch immer wieder als Motiv von Grabsagen erscheint; oder wie jene anderswo verbreiteten Sagen, in denen der friedlose Tote als feuriges Rad wiedererscheint. Schlange, Kröte und Rad, scheinbar ohne jede Sinnverbindung, sind eben die uralten Symbole des Wintersonnenwendlichen, Unterirdischen, der Aufenthaltsort der Seelen, und endlich der Seelen selbst.

Das **11. Hauptstück** behandelt ein Vorstellungsbild von unabsehbarer religionsgeschichtlicher Fruchtbarkeit: das Symbol der „zwei Berge", das noch im Runenalphabet als ursprünglich winterwendliches Zeichen nachzuweisen ist und entsprechend als „Sigtyrs Berg" im Zusammenhange mit der „südlich sinkenden Sonne" in einem Eddaliede erscheint. Es ist die eckige Schreibung für die beiden „Ur"-Zeichen, die als „Zwei Säulen", „zwei Berge" oder als „Pforte" auf einen uralten religionsgeschichtlichen Tatbestand zurückgehen. Es sind die beiden Steinstelen, zwischen denen im Süden des Steinkreises (dagsmark, eyktamark) die Sonne zur Winterwende aufgeht, um neugeboren ihren neuen Jahreslauf am Himmel zu vollziehen. So erscheint im frühdynastischen Ägypten das Jahrzeichen, der Sechsstern, zwischen den beiden Bergen; so erscheint auch in sumerisch-babylonischer Überlieferung Marduk als „Mensch" zwischen den beiden „Ur"; eine Symbolverbindung, die die sprachlichen Begriffe „zeugen, Empfängnis, schwanger" wiedergibt. Dieselbe Verbindung erscheint noch in anglischen Hausmarken, welche die „ôss"-(Gott-)Rune zwischen den beiden ΔΔ zeigen. Diese Zeichen und die dazu gehörenden Begriffe sind an mehreren Stellen mit der Vorstellung des „Widders" verbunden.

Die ungeheure religiöse Fruchtbarkeit dieser Vorstellung können wir an einer Fülle von Beispielen in der bildlichen wie in der mündlichen Überlieferung belegen. Sehr früh sind die beiden Berge als die „Mutterbrüste" gedeutet worden (als Brüste der Anu oder der Tanit in karthagischen Darstellungen); der Sinnzusammenhang mit der angelsächsischen Weihnacht, der „Mutternacht", leuchtet ein. So zeigen Grabstellen den Sonnenjahreskreis über den zwei Bergen (Wirth, S. 300 ff.): °ΔΔ, die zwischen den beiden Bergen südlich aufgehende Sonne der arktischen Urreligion. Dies Symbol ist ebenso alt, wie unglaublich dauerhaft; es ist nicht nur ägyptisch als °◡ (Wirth, S. 314), als Zeichen für die Hathor („Haus des Horus", des Sonnengottes) belegt; es erscheint noch heute in der katholischen Symbolkunst — völlig unverstanden — als Zeichen für die Gottesmutter Maria, die ja in der Symbolik an die Stelle der alten Gottes- und Erdenmutter getreten ist: °m

Dies Zeichen, als „Maria" gedeutet, findet sich als Ausdruck unzerreißbarer Tradition in mancher katholischen Dorfkirche; es findet sich aber auch auf einem hettitischen Siegelzylinder (Tafel 99, Nr. 4) und ähnlich auf einem Menhir bei Obersteigen im Elsaß (ebd. Nr. 3, Wirth, S. 320); die Urbedeutung ist die zwischen den beiden „Ur" aufsteigende Sonne, auf dem Maria-Zeichen noch sehr deutlich als der über den Horizont sich erhebende Kreis zu erkennen. Auch für die entsprechende „literarische" Überlieferung kann ich aus der katholischen Tradition ein schönes Beispiel beibringen. Die beiden Berge oder Säulen, das Haus des Horus, aus denen der Sonnengott seinen Aufstieg wieder beginnt, bzw. aus dem Mutterschoße wieder in die Welt tritt, bilden die Pforte des Himmels, wie das babylonische [il]baba oder Bab-ilu (Pforte Gottes) bezeugt (Wirth, S. 304). Als diese „Pforte", von der wir sogleich noch mehr hören werden, erscheint in christlicher Urüberlieferung Maria selbst, wobei die im Sumerischen bezeugte Bedeutung UMU = Mutter, Mutterbrust, auch „uterus", mitgewirkt haben mag; „janua coeli", Pforte des Himmels, ist ihre Bezeichnung, und die ursprüngliche Bedeutung wird noch in einem schönen Kirchenliede klar: „Selige Pforte warst du dem Worte (logos!), als es vom Throne der ewigen Macht Gnade und Rettung dem Menschen gebracht."

Als uralte Adventssymbolik wird uns diese Himmelspforte sogleich noch begegnen; die ursprüngliche Bedeutung des „Ur" oder der beiden Berge als „uterus", von Wirth (S. 314) angenommen, wird bestätigt durch die Bilder aus der Marienmystik des Mittelalters. So in dem berühmten Marienleich des Walther von der Vogelweide (Lachmann 3, 1): „gotes amme, ez was dîn wamme ein palas, dâ daz lamp vil reine lac beslozzen inne": „Gottes Amme, es war deine Wamme (= uterus) ein Palast, da das Lamm viel reine lag beschlossen innen." Hier haben wir uralte Kultsymbolik als nachwirkendes Bild: der Widder im unterirdischen Haus ist der Inhalt der sumerischen Hieroglyphe LU (UDU), „Schaf" (Wirth, S. 296); der Marduk ist das Kind der beiden „Ur" (Wirth 297); auch in der angelsächsischen Hausmarke steht die Rune „feoh" („Vieh"), urspr. „Widder") in den beiden Bergen

(Wirth), S. 297); der „belgbunden Thor“ der nordischen Überlieferung gehört in dieselbe Vorstellungsreihe. Das „Lamm“ im „Palas“ wäre also eine uralte Überlieferung aus der Zeit, da der Wintersonnenwendepunkt im Zeichen des Widder lag; der Gott im Hause des Lammes nimmt seine Gestalt an, wird das „Gotteslamm“ (der junge, neugeborene Widder); er tritt aus den beiden Bergen (Brüste, uterus; „wamme“ bedeutet beides!) durch die „Himmelspforte“ zu seinem neuen Erdenlauf hervor. Der „Palas“, aus dem der Gottessohn hervortritt, entspricht genau der ägyptischen „Hathor“, dem „Haus des Horus“, der als widdergehörnter Jupiter Ammon fortlebt, während die beiden Böcke des Thor im Norden die alte Symbolverbindung weitergeben.

Wie wenig gesucht diese Zusammenhänge wirklich sind, beweist die Zusammenstellung eines uralten sumerisch-babylonischen Hymnus mit einem christlichen Kirchenlied, ohne daß auch nur die Spur einer direkten „literarischen“ Abhängigkeit nachzuweisen wäre.

Ausführlicheres darüber und Schluß der Besprechung der Lieferung 7 folgt im nächsten Heft.

Eremita.

Huth, Otto, **Janus, ein Beitrag zur altrömischen Religionsgeschichte, Bonn, L. Röhrscheid** 1932. 8°, 95 S. Preis 3.60 RM.

In einer Einleitung über „Italiker und Germanen“ wird zum Grundsatz der Erforschung der altrömischen Religion der Vergleich mit der altgermanischen Überlieferung erklärt. Die Italiker sind von allen Indogermanen den Germanen — in denen wir den Kern des Indogermanentums zu sehen haben — am nächsten verwandt, wie die Sprachforschung feststellte (H. Hirt, Fr. Kluge) und die Symbolforschung bestätigt.

Janus, der altrömische Patrizier, d. i. Adalsbauerngott, heißt in hervorragendem Maße pater: er ist der Schöpfergott (cerus-creator) und Gott des Anfangs (er wurde immer zuerst angerufen). Janus ist aber ursprünglich, wie hier das erste Mal nachgewiesen wird, auch Totengott (manus). Im Kultliede der Salier wurde er als cerus-manus (Synonym von Genita Mana) angerufen, ein Doppelname, der ihn als Lebens- und Totengott zugleich bezeichnet. D. h. aber, Janus war Jahrgott; denn das Jahr ist — für den Bauern im besonderen — das Urbild der Urpolarität (Winter/Sommer = Nacht/Tag = Tod/Leben usw.). Die römische Überlieferung bestätigt sofort die enge Beziehung des Janus zum Jahr (zur Monatszahl 12 und zur Tageszahl 365). Zudem ist sein Name von der Wurzel ia-„gehn“ abzuleiten, von der eine andere Erweiterung germ. usw. jar (Jahr) ist! Janus, der „Geher, Wandler“, ist der schreitende Jahrgott, wie das Jahr das ewige Kommen und Gehen, der polare Wechsel des Auf und Ab.

Nachdem bewiesen ist, daß Janus Jahrgott war, wird gezeigt, daß der Doppelkopf, durch den Janus heute noch jedem bekannt ist, nichts anderes ist als die Jahrrune (= senkrecht halbierter Kreis), die auf einem römischen As noch über dem Doppelkopf (als Determinativ) steht. Der altrömische Kupferas ist zudem die Einheit von 12 Unzen (= Monaten)! Auf der Rückseite des As steht meist ein Schiff (genauer eine Schiffsprora). Das Schiff (= Totenschiff) zusammen mit der Jahrrune ist als feste Symbolverbindung in den skadinavischen Felszeichnungen häufig zu belegen. — Im späteren Rom schenkte man sich am Neujahrstag einen As und einen immergrünen Zweig (strena, daher franz. étrennes).

Es wird nachzuweisen versucht, daß das Neujahrsfest der Römer ursprünglich in der Wintersonnenwende lag (wie bei den Germanen) und das Hauptfest der Römer war. Im Mittelpunkt der Kulthandlung lag die Erneuerung des Herdfeuers. Das neue Feuer wurde von Zwillingen — vermutlich in einem Holztore — gedreht. (Die Gemini sind die Söhne des Jahrgottes, der der Geminus, der Tuisto, der Zwiefache ist). Der Kultmythos war der, daß zur Wintersonnenwende die Sonne im Weltenmeere erlischt und von den Dioskuren neu entzündet wird. Der Sinn des Neujahrsfestes war die Erneuerung der Welt, die Wiederholung der Schöpfung. Das Tor (ianua) — neben dem Doppelkopf das Symbol des Janus und nach ihm benannt — ist Symbol der Wiedergeburt (ritueller Durchgang durchs Tor bedeutet wie Durchziehen unter Wurzeln, durch Zwieselbäume, unter Erdhügeln usw. Wiedergeburt aus dem Tode, Durchgang durch den Tod als Erneuerung, Neuwerden) und ursprünglich wintersonnenwendliches Kultsymbol. Janus ist also wintersonnenwendlicher Jahrgott. — Die Arbeit ist zugleich ein Versuch, die Forschungen von Ludwig Klages und Herman Wirths miteinander zu verbinden. (Selbstanzeige.)

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spürt man jeden Winkel aus,
Indes wir wie die Blinden tappen
Daheim im eigenen Vaterhaus.

Karl Simrock.



Zur geistigen Kultur der Germanen

Walther Schulz, **Archäologisches zur Wodan- und Wanenverehrung.** Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Die Untersuchung behandelt das Vordringen des Asenkultes gegenüber dem älteren Wanenkult. Nach der Ynglingasage ist der Wodankult mit Leichenverbrennung, der Wanenkult mit der waffenlosen Bestattung im Hügel verbunden. Schmuckopfer, besonders ins Wasser versenkte, gehören dem Wanenkult an, dessen Mittelpunkt das Heiligtum Leire auf Seeland war. Walopfer und Waffenbeigaben sind Kennzeichen des Wodankultes, dessen Hauptheiligtum sich in Odense auf Fünen befand. In dem alten Ingwäonengebiet der jüdischen Halbinsel überschneiden sich beide Kulte. Bei den Goten sind alte Anzeichen für Wanenverehrung vorhanden. / Walther Schulz, **Die Langobarden als Wodanverehrer.** Mannus Bd. 24, 1—3. Die Stammsage der Langobarden als Überlieferung des Überganges von der Wanenverehrung zum Asenkult! Die alte Heimat der Wandalen, Kimbern und Langobarden am Kattegat erscheint als besonders alte Stätte der Wodanverehrung, deren Aufkommen im engsten Wesenszusammenhange mit dem Kriegertum dieser Stämme steht. In ihren frühgeschichtlichen Sitzen an der Unterelbe zeigt die langobardische Kultur als Merkmale des Wodankultes neben Leichenverbrennung und Waffenbeigaben eine strenge Trennung von Männer- und Frauenfriedhöfen. / William Anderson, **Das altnordische Paradies.** Mannus Bd. 24, 1—3. Untersuchung über die kultische Bedeutung der Himmelsberge und Walburgen auf germanischem Gebiet und ihre etwaigen, schon bronzezeitlichen Beziehungen zum iranischen Mazdaismus, sowie ihr Fortleben in der christlichen Michaelsverehrung. Lothar F. Zotz, **Totenfurcht und Aberglaube bei den Germanen der Völkerwanderungszeit.** Volk und Rasse, Heft 4, 1932. Verl. Lehmann-München. Zotz stellt die Leichenverstümmelungen des silingischen Skelettgräberfeldes von Groß-Sürding, Kr. Breslau, aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. in Vergleich zu dem Befunde auf neuzeitlichen Seuchenfriedhöfen, wo ganz ähnliche abergläubische Bräuche zur Abwehr der Seuche festgestellt wurden. / Richard Wolfram-Wien, **Christentum und heidnische Überlieferung im deutschen Volksbrauch.** Volk und Rasse, Heft 4, 1932. Widerlegung des Buches „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande“ von Karl Meisen, der fast das gesamte alte deutsche Brauchtum auf christliche Vorstellungen zurückzuführen versucht. / F. Adama van Scheltema, **Um eine deutsche Runeninschrift.** Mannus Bd. 24, 1—3. Die aus einem fränkischen Grabfund von Kehrlich stammende Fibel mit halbrunder Kopfplatte, Tierornamentik und Tierkopf am Fußende, die gegen 600 n. Chr. anzusetzen ist, trägt auf der Rückseite in Runen die Worte „Wodini hailag“. Ihre Echtheit ist offensichtlich zu Unrecht angezweifelt worden, weil die Inschrift erst bei der Reinigung im Museum entdeckt worden ist. Die Inschrift ist auch sprachlich von hoher Bedeutung, da sie eine sonst nicht belegbare Brücke zum Angelsächsischen darstellt. / Max Wilcke, **Ein Steinhammer mit einer Ritzzeichnung.** Mannus Bd. 24, 1—3. Ein abgebrochener Steinhammer, der unweit Zeitz gefunden wurde und in Ritzzeichnung drei Figuren, darunter offenbar einen Menschen mit erhobenen Armen, darstellt. Der Fund ist zwar der bandkeramischen Kultur zuzurechnen, kann möglicherweise aber als früher Beleg für die kultische Bedeutung des Hammers gelten.

Kultur — Technik — Wirtschaft

Josef Strzygowski, **Die Voraussetzung der „Gotik“ in Volkskunde und Vorgeschichte.** Mannus Bd. 24, 1—3. Der Verfasser zeigt die auch heute noch oft von der Kunstgeschichte bestrittene Selbständigkeit der nordisch-germanischen Bauweise aus dem Holzbaugedanken heraus. Von dem Grabmal Theoderichs und der Gruftkirche Karls d. Gr. führt er die Entwicklung zurück auf die achteckigen, kuppelüberwölbten, hölzernen Einbauten der Hünengräber im Kreise Zewen bei Bremen. Jener uralte Mastenbau über quadratischer Grundlage ist immer lebendig geblieben, und ist in der Auseinandersetzung mit dem Langhausgedanken der Basilika von entscheidender Bedeutung für die Entstehung der Gotik. Leben die alten

Formen des nordischen Holzbaues noch heute bis nach Asien hinein, so ist der nordische Megalithgrabgedanke Anreger und Schöpfer bis weit in den Südkreis hinein geworden, wo die Machtbauten der Pyramiden usw. ihm ihr Entstehen verdanken. / Jens Kusk Jensen, **Versuch, alte Schiffe nachzubauen.** Mannus, B. 24, 1—3. Hier berichtet ein erfahrener Kapitän über seine wohlgeglückten Versuche, die altgermanischen Schiffsbilder und -funde nachzubauen. Nicht minder als die späteren hölzernen Schiffe der Germanen haben sich auch die Bronzezeitmodelle, die von den Felsbildern und Bronzezeichnungen bekannt sind, selbst bei größerer Mannschaft als durchaus seetüchtig erwiesen. Es sind Fellboote mit sinnreicher Holzverspannung, und die vielberätselten Schlittenkufen der Felsbilder-Schiffe finden ihre konstruktive Erklärung: Der zweite, freistehende Kiel war notwendig als Schutz beim Auflaufen für die empfindliche Schiffswand, möglicherweise erleichterte er auch das Überlandziehen bei Stromschnellen und dergleichen. / Wolfgang Schultz, **Steuer, Faltboot und Rammspitze.** Mannus Bd. 24, 1—3. Die Abhandlung weist bereits für die Bronzezeit bewegliches Steuer, „Schwert" und Rammspitze, wie überhaupt eine hochentwikkelte Schiffsbautechnik nach. Das Götterschiff „Skidbladnir", von dem die jüngere Edda berichtet, erweist sich als ein auf bronzezeitlicher Schiffstechnik beruhendes Faltboot, wie sich die Edda überhaupt in diesen alten Vorstellungen bezüglich der Schiffe bewegt. Bisher unerklärbare Stellen der jüngeren Edda und der Skalden finden ihre Erklärung durch die Feststellung Schultz's, daß es sich hier nicht um Götterbeinamen, sondern um Schiffsnamen handelt. / M. M. Lienau, **Backofen, Mühle und Webstuhl in einer jungkaiserzeitlichen burgundischen Siedlung.** Mannus Bd. 24, 1—3. In burgundischen Siedlungen bei Frankfurt a. O. wurde außer einem Backofen und einem durchlochten Mahlsteine ein regelrechter Webeplatz gefunden. Er befand sich auf einer Lehmtenne im Freien und war durch einen Wandschirm geschützt. Weberschiffchen, Webstuhlstrecker, Spinnwirtel usw. wurden dabei gefunden. / **Fundnachrichten (Prov. Sachsen),** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 6, 1932. Beim kleinen Klausberg bei Halle wurden bereits in einer bronzezeitlichen Siedlungsschicht Bruchstücke eines Drehmühlensteines gefunden. / M. Bielenstein, **Mosaiksplitter zur Wohngrubenforschung,** Mannus Bd. 24, 1—3, zeigt lehrreiche Vergleiche zu vorgeschichtlichen Wohnfunden in modernen Wohnanlagen der baltischen Völker. / Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 8, 1932, meldet unter **Fundnachrichten** den ersten Fund eines Vorhallenhauses in Ostpreußen (Damerau, Kr. Bartenstein). Die Siedlungsstelle gehört in das 7. und 6. Jahrh. v. Chr. / J. Grüß, **Zwei altgermanische Trinkhörner mit Bier- und Metresten.** Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Bd. 6, 1932. Die Untersuchung ergab, daß das eine Horn nur für Met, das andere nur für Bier benutzt worden ist. Das Brauverfahren der Germanen. / **Fundnachrichten (Württemberg),** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 9, 1932. Bei Hailfingen, O. A. Rottenburg, wurde ein Gräberfeld aus dem 4. bis 7. Jahrh. n. Chr. ausgegraben, bei dem neben genauer Anordnung der Gräber nach Sippen an Hand der Funde Vertreter aller Handwerke festgestellt werden konnten. / O. F. Gandert, **Haustierfragen.** Mannus Bd. 24, 1—3. Zurückweisung der Kulturkreislehre Menghins in bezug auf die Entstehung der Tierzucht, die viel zu vielfältig ist, als daß sie sich in ein solches Schema hineinpressen läßt. Die „Knochenkultur" kommt als Erfinder der Tierzucht unter keinen Umständen in Frage. Vielmehr kommt mehrfache Zähmung in Frage, und insbesondere der nordischen Jungsteinzeitkultur, also den Indogermanen, muß die selbständige Zähmung des Pferdes zugestanden werden, wie schon die Trense beweist.

Kulturbeziehungen

T. J. Arne, **Östliche Tier- und Tierkopfbilder in Schweden.** Mannus Bd. 24, 1—3. Bronzezeitliche Tierbilder auf germanischem Gebiet zeigen frühe Beziehungen zur skythischen Kultur. / Karl Spieß, **Der Ring von Strobjehnen und sein Bilderkreis.** ebd. Ein goldener Armring der Wikingerzeit (9.—10. Jahrh.), der in figürlicher Darstellung den Mythos vom Lebenswasser zeigt. Stil und Darstellung verweisen auf sakisches Gebiet, der Inhalt ist durchaus arisches Gemeingut.

Hertha Schemmel.

„Fürwahr, ein Rückblick auf die mehrtausendjährige Geschichte der Runenschrift gibt uns das Recht, ihr die erste Stelle unter den herrlichen Vermächtnissen unserer Ahnen einzuräumen."
Ludwig Wilser.

Vereinsnachrichten

Tagung in Pyrmont. Für die 6. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in der Pfingstwoche, von Dienstag, den 6. bis Donnerstag, den 8. Juni 1933, ist Bad Pyrmont in Aussicht genommen. Anschließend finden Führungen zu den von Wilh. Teudt im Osning nachgewiesenen germanischen Heiligtümern statt. Die Tagesordnung wird im Märzheft bekanntgegeben werden. Bei Redaktionsschluß erfahren wir, daß O. Universitätsprof. G. Neckel (Berlin) einen Vortrag über „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens" halten wird.

Ortsgruppen der „Freunde germ. Vorgeschichte" sind neu gebildet in Hannover und Essen. Wer Interesse für die Erforschung der eigenen Vorgeschichte hat, teilt seine Anschrift mit:

In Hannover: Herrn Regierungsrat Prietze, Falkenstr. 8,

in Essen: Herrn Studienrat Ricken, Kortumstr. 35.

Die Ortsgruppe **Bremen** (Geschäftsführer E. Ritter, Kreftingstr. 10, Tel. 27220) der Freunde germanischer Vorgeschichte versucht, durch Vorträge einen größeren Kreis für unsere Bestrebungen zu gewinnen. Die Vorträge finden jeden ersten Mittwoch im Monat um 20 Uhr statt. Am 5. Oktober sprach der Leiter des Museums „Väterkunde", Herr Facharchäologe Müller-Brauel über „Holzpfahlbauten in Gräbern". Vorgesehen sind noch folgende Abende:

November: Telegr.-Dir. O. S. Reuter „Edda und Seele".

Dezember: Dr. jur. Eggers „Roland-Irminsul-Wodan".

Januar: Studienrat Siebert „Mitgards Aufstieg und Untergang".

Februar: Ingenieur Osthaus „Werkzeuge von der Urzeit bis zur Gegenwart".

März: Dr. med. Schomburg „Rassische Zusammensetzung der nordwestdeutschen Germanenstämme".

Die Freunde germanischer Vorgeschichte Hagen hatten am 8. Oktober 1932 eine recht gut besuchte Zusammenkunft im Hagener Hof (Hugo-Preuß-Str. 14), trotz der wirtschaftlich schwierigen Zeit, die den einzelnen größte Beschränkung in den Ausgaben auferlegt, hatten sich 55 Teilnehmer zusammengefunden (teilweise aus Essen, Dortmund, Hohenlimburg, Schwerte, Hamm, Witten). Einleitend gab Stud.-Direktor Schäfer einen ausführlichen, gut durchgearbeiteten Bericht: Die Religiosität der heidnischen Nordgermanen nach Bernh. Kummers Buch „Mitgards Untergang". Dann berichtete Spiegel-Schwerte über seine Ausgrabungen auf dem Rafflenberg bei Hohenlimburg (1288 zerstörte Burg). Die Grundmauern wurden zunächst mit der Wünschelrute festgestellt und dann ergraben, die Ergebnisse stimmten vorzüglich zusammen. Pf. Prein-Hohenlimburg wies auf die Beziehungen zwischen Flurnamen, Flursagen und Geschichte hin. Die Aussprache war sehr rege. Die nächste Zusammenkunft wird voraussichtlich im Januar 1933 stattfinden. (Anfragen an Ing. Fr. Kottmann, Hagen, Eppenhauser Str. 31.)

Die Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte (ehemalige Herman Wirth-Gesellschaft, Berlin) veranstaltet auch in diesem Winter eine Reihe von Vorträgen. Es sprachen bereits Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel über „Die germanische Religion, Dr. Diebow über „Rätsel deutscher Vorzeit", Wilhelm Teudt über „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte". Es folgte am 7. Dezember ein Vortrag von Stadtbibliothekar Wolfgang Schöningh über „Urnordische Kultüberlieferungen im germanischen Katholizismus". Anfang 1933 wird Privatdozent Dr. Hans Reinerth (Tübingen) über „Nordisch-germanische Kulturhöhe" sprechen. Die Vorträge finden im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichtes in Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 31 (nahe Bahnhof Zool. Garten), statt. Eintritt 1 u. 2 M. Mitglieder der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" erhalten gegen Vorweisen der Mitgliedskarte ermäßigte Preise.

Nederlandsch Ario-Germaansch Genootschap. Der Wille, die besonderen Kräfte aufzuzeigen, durch die in der Vergangenheit das eigene Volkstum geformt wurde, und sie wiederum für dessen Gestaltung in Gegenwart und Zukunft dienstbar zu machen, zeigt sich aller Orten. Für Holland will diese Aufgabe die Nederlandsch Ario-Germaansch Genootschap übernehmen (November 1931 in Utrecht gegründet). Wir wollen ihrer Arbeit unsere Teilnahme nicht versagen, da die bildenden Kräfte dort aus dem gleichen Urgrunde entstammen wie bei uns: dem Urgermanentum. Deshalb entsprechen wir der Bitte der Genootschap, ihren Aufruf zu veröffentlichen (im Auszug):

„Die lebendige Anteilnahme, die allerwegen, auch in Holland, auflebt für alles, was das Wesen des eigenen Volkes und seine Art angeht, hat in den letzten Jahren schon zu Aufsehen erregenden Entdeckungen über das Leben unserer Vorfahren und zur Gründung mehrerer Bünde und Gesellschaften geführt, die sich die Erforschung jenes Urgrundes angelegen sein lassen, in dem Vergangenheit und Gegenwart ihre Wurzeln haben. So konnte auch die N.A.G.G. gegründet werden."

Sie verfolgt ein dreifaches Ziel: Die Vergangenheit aufzuhellen, ihren Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Volkstum zu untersuchen und an der Gestaltung der Zukunft (Aufartung) mitzuarbeiten. Dies Ziel versucht die Genootschap u. a. mit folgenden Mitteln zu erreichen: sie fördert die eigenen Forschungen und Arbeiten der Mitglieder und Mitarbeiter und fördert den Austausch der Ergebnisse; sie veranstaltet Versammlungen und Tagungen, Vorträge und Vorlesungen; sie richtet Führungen ein, unternimmt Geländeuntersuchungen, führt Weihespiele u. dgl. auf, verhilft alten Weihestätten zu neuem Ansehen oder gründet neue.

Sie bildet Arbeitsgemeinschaften auf dem Gebiete der Altsachsenkunde (Archäologie), Geschichte, Volkskunde, Völkerkunde, Rassenkunde, Mythologie, vergleichenden Religionsgeschichte, Kunst, Sprache, Runenkunde, Heraldik usw. Sie veröffentlicht Berichte über ihre Arbeit in Rundbriefen, Flugschriften, Büchern und in einer eigenen Zeitschrift; sie verbreitet einschlägige Nachrichten und Aufsätze in Tageszeitungen, Fach- und sonstigen Zeitschriften. Sie errichtet eine zentrale Auskunftsstelle und Bücherei zum Nutzen der Mitglieder, Mitarbeiter und Freunde. Sie fördert einen Unterricht, der ihren Zielen entspricht, in Volksschulen, höheren Schulen und auf der Universität.

Sie erwirbt durch Kauf — gegebenenfalls zusammen mit anderen Vereinigungen oder Behörden — Stätten, Gebäude, Grundstücke, die von Wert für die germanische Vergangenheit sind, soweit Staat, Provinzen und Gemeinden dies nicht schon getan haben.

Nähere Auskunft erteilt Schriftführer J. R. Haan, Amsterdam (Holland), Postbus 88.

An alle Deutschen! In Erkenntnis der bahnbrechenden Arbeiten Herman Wirths und ihrer bestimmenden Auswirkungen auf die Neubelebung und Erstarkung reiner deutscher Geistigkeit, hat die meckl.-schwer. Regierung die Gründung eines Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte in Bad Doberan beschlossen. Zur Durchführung und Leitung desselben ist Prof. Dr. Herman Wirth berufen worden.

Der meckl.-schwer. Landesregierung gebührt Dank dafür, daß sie hiermit den ersten, wirklich tatkräftigen Schritt, von staatlicher Seite aus, zur Schaffung eines Bollwerkes gegen weiteres Vordringen uns artfremder geistiger Machtansprüche getan hat. Es wird hier zum ersten Male verwirklicht, was für das gesamte deutsche Volk bisher so oft, aber immer vergeblich gefordert wurde: zurückzugehen und aufzubauen auf den ungeschwächten, durch bewußte jahrhundertelange Unterdrückung nur darniedergehaltenen, ewigen Kräfte deutschen Volkstums.

Da vorläufig keine Etatmittel zur Verfügung gestellt werden können, muß die Gesamtgründung aus der freiwilligen Mit- und Hilfsarbeit der akademischen und weiteren Jugend sowie durch freiwillige Beiträge aufgebaut werden. Darum wollen wir alle die deutschen Frauen und Männer sammeln, die mithelfen wollen, daß das Wirken der neuen deutschen Geistes-Hochburg im Norden für die deutsche geistige Erneuerung, eine mehr und mehr umfassendere Grundlage bekommt und so immer weiter ausstrahlen kann.

Es kann jeder helfen, dem die Mitverantwortung für die deutsche Zukunft wirklich Herzensangelegenheit ist. Auch der kleinste Betrag ist als Baustein für das zu schaffende Werk wertvoll. — Einzahlungen vorläufig erbeten auf: Konto Wolfram Sievers, Doberan (für Herman Wirth-Stiftung) bei der Rostocker Bank, Geschäftsstelle Doberan oder unter gleicher Bezeichnung auf Postscheckkonto Berlin 124313 der Rostocker Bank, Rostock. — Nähere Einzelheiten teilt gerne mit der Geschäftsführer des Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte sowie des vorbereitenden Ausschusses der Herman Wirth-Stiftung zur Förderung des Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte.

Bad Doberan/Meckl., im Nov. 1932.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Februar / Hornung Heft 2

Sinnfälliges und Sinnbildliches

Von Dr. J. O. Plaßmann

Grundsätzliches zur urgeistesgeschichtlichen Forschungsmethodik

Ein um Jahrtausende zurückliegender geistesgeschichtlicher Zeitraum, dessen Leben und inneres Erleben nur an wenigen, unzulänglichen und schwer deutbaren Denkmälern abzulesen ist, wird uns immer eine Menge von Rätseln aufgeben, da die Zahl der deutbaren Denkmäler um so geringer wird, je weiter sie in das vorgeschichtliche Dunkel zurückreichen. Aber durch die Seltenheit gewinnt das einzelne Denkmal an Wert; und dieser Wert steigert sich noch, wenn wir unter den verschiedenen Denkmälern eine Gleichläufigkeit feststellen können, die den Umständen nach nicht auf Zufall beruhen kann.

Sind wir unter der verwirrenden Fülle der uns heute umgebenden Eindrücke schon wenig geneigt, eine sinnfällige und sinnvolle Übereinstimmung zweier Erscheinungen dem reinen Zufall zuzuschreiben, so gilt dies in noch viel höherem Maße von Erscheinungen, die um Jahrhunderte und Jahrtausende zurückliegen; bei denen also nicht nur die sinnfällige und sinnvolle Gleichheit, sondern auch die gleichmäßige Erhaltung dem Zufall zuzuschreiben wäre. Um so mehr, als gerade die Erhaltung durch viele Jahrhunderte doch eine Folge der Bedeutung des Werkes selbst ist, das nur wegen des ihm innewohnenden Sinnes der Erhaltung und Überlieferung an spätere Geschlechter für wert erachtet wurde — oder aber, in Zeiten veränderter Denkweise, nicht die bewußte Erhaltung, sondern die bewußte Umgestaltung, Beziehungsänderung oder gar Vernichtung herausforderte.

Diese Überlegung spielt eine wichtige Rolle bei der Beurteilung der „zufälligen" oder „spontanen" Entstehung vorgeschichtlicher Stoffgestaltungen, wie wir diese Art von Überlieferung nennen wollen. Eine Linie unterliegt in ihrer Richtung nur dem Belieben oder dem Zufall; finden wir aber eine andere, dieser genau parallel laufenden Linie, so wird weder der Mathematiker, noch der Laie mehr von einem Zufall, sondern von einem sinnvollen Handeln sprechen müssen. Genau so wird irgendein Symbol, die Übertragung einer Formvorstellung in einen dauerhaften Stoff, solange als ein spontanes, nur vom Formen-

trieb, und nicht vom gestaltenwollenden *Sinne* bestimmtes Etwas gelten dürfen, solange es als Überlieferung allein steht. Wiederholt es sich aber anderswo, und wiederholt es sich dort unter Begleitumständen, die schon an sich eine ähnliche Beziehung zum Stoffe und zur Form darstellen, so wird man annehmen müssen, daß beide Gestalter mit ihrer Formensprache etwas Bestimmtes ausdrücken wollten, was über den konkreten, natürlichen Sinn des Gestalteten hinausgeht; daß also die rein *triebhafte*, aus spontaner Betätigungsfreude hervorgegangene *Ausdruckslust* zur *sinnvollen*, geregelten und von einer Idee geleiteten *Ausdruckskunst* wird.

Dies gilt um so stärker, je mehr sich der Ausdruck des Geschaffenen von der unmittelbaren, rationalistischen Wiedergabe des Dargestellten entfernt; je mehr er *abstrahiert*. Abstrahieren heißt: von dem konkreten (bewachsenen) Baume oder Körper das Laub oder das Fleisch entfernen, um die Struktur, den sinnvollen Aufbau des Ganzen sichtbar zu machen und zu durchdenken. Abstrakte Symbolik ist also keineswegs etwas „Primitiveres", sondern etwas weit Entwickelteres, als die naturalistische „Naturtreue" — entgegen dem landläufigen Glauben mancher Laien und Wissenschaftler.

Den *Formenwillen*, also den eigentlichen *Sinn* eines Baumes erkennt man besser aus seiner entlaubten winterlichen Gestalt, als aus seiner üppigen sommerlichen Fülle. Ein Kind zeichnet den Menschen nach seinen äußeren Umrissen; erst der Künstler macht sich die gestaltende Idee klar, die organische Struktur, die das Wesen zum Ausdruck bringt. Wenn Goethe der wechselnde Ausdruck des lebendigen Menschenantlitzes entzückte, so blieb er in der sinnlichen Sphäre des empfänglichen Dichters; der schöpferischen Idee kam er näher, als er im ernsten Beinhaus den menschlichen Schädel untersuchte, als er den Zwischenkieferknochen entdeckte und gerade in dem, was dem „Primitiven" das Wahrzeichen des Todes ist, mit Entzücken die herrlichen Gesetze des höchsten schöpferischen und bildenden Geistes erkannte.

Ich schicke dies voraus, nicht um zu zeigen, daß die Fähigkeit, aus der Abstraktion das Leben selbst in seiner höchsten Intensität zu erkennen, vielleicht das höchste Merkmal des nordischen Geistes ist — der Punkt, in dem sich Goethe vielleicht am innigsten mit Schiller berührt — sondern um auf eine grundsätzliche Frage hinzuweisen, die in der vorgeschichtlichen Forschung im allgemeinen zu wenig klargestellt und beantwortet wird.

Bei allen Einwendungen, die gegen eine „Urgeistesgeschichte" gemacht zu werden pflegen — von den leidenschaftlichen Angriffen ganz zu schweigen — geht man hauptsächlich von dem Vorwurfe aus, die Aufdecker urzeitlichen Denkens ließen sich von ihrer „Phantasie" leiten und deuteten Dinge in die alten Denkmäler hinein, die nur ihrem eigenen Denken oder vielmehr ihrer ungezügelten Phantasie entsprängen. Manchen zügellosen und hemmungslosen Deutereien gegenüber ist das sicher richtig; aber eine grundsätzliche Ablehnung jeder geistigen Denkmälerdeutung ist genau so unsinnig, wie eine grundsätzliche Ablehnung etwa der Astronomie nur aus dem Grunde, weil es auch eine Astrologie gibt. Wenn man den Schädel Schillers neben den eines Australnegers legt, so wird es nie gelingen, exakt zu beweisen, daß der eine Schädel einmal etwas Wertvolleres enthalten hat, als der andere. An der Materie läßt sich das überhaupt nie beweisen. Eine Deutung des — mit materiellem Auge betrachteten — rein materiellen Formbestandes ist immer eine geistige Konstruktion, oder besser eine Rekonstruktion. Diese Rekonstruktion setzt allerdings auch eine entsprechende subjektive Struktur voraus, auf Deutsch: *Der Deuter muß eines Geistes sein mit dem Geiste, der jene Schädelform einst gebildet*, der sie als rein abstraktes Abbild seines Form- und Lebenswillens einst in der indifferenten Materie von Kalk und Phosphor abgebildet hat. Dem „Primitiven" ist dieser Schädel, ob er nun von Schiller oder von einem Buschneger stammt, nichts als ein schreckendes Abbild des Todes und des Verfalles. Dem Materialisten ist er ein chemischer, und im günstigsten Falle ein zoologischer Tatbestand. Für Goethe war er mehr, ja er war etwas grundsätzlich ganz

anderes: er war ihm nur eine besonders schwer faßbare und nur für Eingeweihte lesbare, aber um so eindringlichere Rune des höchsten, ewigen Lebens.

War nun Goethe ein Phantast, weil er las, was andere unlesbar, undeutbar, ja ärgerlich und abschreckend fanden? Noch heute wird es manchen Kopf dieser Art geben, der Goethe Phantasterei vorwirft, weil es eben außer ihm auch zügellose, wild darauf los deutende Phrenologen gegeben hat. Und diesem Kopfe, der immerfort am schalen Zeuge klebt, wird freilich die Hoffnung niemals schwinden, denn die Regenwürmer, die er ausgräbt, werden ihm immer als die eigentlichen Schätze erscheinen. Von diesen will ich hier gar nicht reden.

Die Frage ist vielmehr die: wo ist in der urgeistesgeschichtlichen Forschung die Grenze zwischen Phantasterei — daß es diese gibt, sind wir die letzten zu bestreiten — und intuitiver, geistiger Rekonstruktion des Ideengehaltes, der einst seine sinnfälligen und sinnvollen geistigen Merkzeichen mit materiellen („primitiven"!) Mitteln ausgedrückt hat?

Die Phantasterei baut sich ein subjektives, nur scheinbar geistiges, in Wirklichkeit aber von buntester sinnlicher Anschauung bestimmtes Zustandsbild einer vergangenen Menschheit; ein Bild, das deshalb niemals zu einer völligen Abrundung kommt, weil den Assoziationen der sinnlichen Phantasie überhaupt keine Schranken gesetzt sind. Bezeichnend für diese Art ist die leidenschaftliche Vorliebe für eine bunte Götterlehre, für alle möglichen geheimnisvollen kultischen Dinge und für eine wildwuchernde Symbolik, die ihre Möglichkeiten niemals erschöpft, weil sie schließlich alles mit allem in Beziehung setzt. Sie verhält sich zu dem wirklichen Germanentum, wie eine gewisse Richtung der Romantik zum gotischen Stile, den sie zu einer unechten, phantastischen Schnörkelkunst weiterentwickeln oder eigentlich erst richtig „deuten" zu müssen glaubte. Mit der Idee der Gotik hat das gar nichts zu tun; diese ist viel echter und wahrer in mancher abstrakten Eisenkonstruktion unserer modernen Technik wiedererschienen. So hat auch eine in ihrer Idee erfaßte, organisch gedachte Entwicklungslehre weit mehr urnordischen Geist in sich, als eine wilde, an der Phantasie sich berauschende Mythomanie — mag diese sich noch so „nordisch" gebärden.

Der Aufstieg des Menschen begann mit der Fähigkeit, sich über die Sphäre der Sinnesempfindung heraus zum abstrakten Denken zu erheben, das heißt: sich nicht passiv von den Wirkungen der Umwelt übermannen zu lassen, sondern dem Wirkenden selbst nachzusinnen, unabhängig von seiner Wirkung auf das Subjekt; und so das Wirkungsprinzip selbst zu erkennen. Das ist nicht eine friedliche und selbstverständliche „Höherentwicklung" des naiven zum geistigen Menschen, sondern der Einbruch von etwas absolut Neuem. Es ist die absolute Trennung von Subjekt und Objekt, eine völlige Distanzierung des persönlichen „Interesses" von dem Gegenstande, der damit kein Gegenstand der Erwartung freudiger oder leidvoller Art mehr ist, sondern nur ein Gegenstand der *Erkenntnis*.

Ohne diese Abstraktion von der sinnlich empfundenen *Schwere*, subjektiv in der Empfindung der *Mühe* gefaßt, wäre nie ein germanischer Hallenbau, noch ein gotischer Dom, noch auch eine schwebende Brücke aus Eisen entstanden. Und so bleibt alle Beschäftigung mit der Denkwelt früherer Jahrtausende rückwärts gerichtete Romantik ohne Beziehung auf Gegenwart und Zukunft, wenn sie nichts vermag, als eine gewesene Wunderwelt mit Hilfe der Phantasie wieder aufzubauen oder vielmehr zu erfinden. Fruchtbar wird sie erst dann, wenn die Forschung zur Deutung der inneren Struktur eines Menschheitstypus fortschreitet, der als Gesamtkomplex die Generationenfolge im Zeitraum mehrerer Jahrtausende umfaßt. Sie registriert nicht mehr rein passiv die Wirkungen, die von diesem Menschentypus vor dreitausend Jahren auf Steinwände, und heute auf gezogenes und gewalztes Eisen ausgeübt worden sind: sie begreift beides als Ausdruck des gleichen Form- und Wirkungswillens, so wie sie die Wurzeln und die Zweige eines Baumes als Ausdruck des gleichen Form- und Wirkungswillens begreift — gewandelt nur durch die äußere Sphäre, in der sich dieser Wille jeweils entfaltet.

Ist es berechtigt oder nicht, die Frage zu stellen: Wenn der heutige, in der näheren und weiteren Umgebung des Nord- und Ostseeraumes sitzende Mensch durch seine Fähigkeit zur Abstraktion (das ist die Fähigkeit zur Erkenntnis von Gesetzen) eine nie dagewesene Wirkung über die ganze Erde entfaltet, — ist diese Wirkung in seiner *inneren Art*, in seiner organischen Struktur begründet, und ist diese innere Art schon in früheren Zeiten seiner Existenz an seinen Denkäußerungen nachzuweisen? Dürfen wir bei ihm daher die Fähigkeit zur Abstraktion bereits voraussetzen, und ist diese Fähigkeit also ein wesentlicher Ausgangspunkt für sein *Durchdenken der Erscheinungen*, für seine „Weltanschauung“?

Hier scheidet sich das, was man bisher allgemein als Ursprung des Mythus aufgefaßt hat — eine sinnlich begriffene Naturmystik mit „Wolkenkühen“, mit „Sonnenlöwen“ und ähnlichem —, grundsätzlich von dem, was u. a. Hermann *Wirth* als Ursprung des Mythus, speziell des „uratlantischen“ Mythus in die Forschung einführt: die lineare Abstraktion des Weltganzen als primäres Element, dem dann erst sekundär ein *Wiedersuchen* des Strukturellen oder Abstrakten innerhalb der konkreten Einzelerscheinungen folgt.

Diese Gegensätzlichkeit ist von allergrundlegendster Wichtigkeit für die Wurzeln menschlicher Geistesgeschichte überhaupt, und deshalb ist der um Herman Wirths Forschungen entbrannte Streit wohl zu verstehen — nur daß sich der Streit in taktische Einzelgefechte um nebengeordnete Fragen der Methodik auflöst, anstatt auf die große strategische Grundlinie einzugehen.

Die landläufige Mythologie sagt etwa: dem primitiven Menschen erscheint das Große und Ferne im Bilde des Kleineren und Vertrauten; so erscheint ihm die Erde drunten und der Himmel droben unter dem Bilde des Baumes: die Wurzeln stehen in der Erde, die Zweige reichen in den Weltraum, und die Sterne sind die Blätter und die Früchte. Dies Bild wird durch vertraute Erscheinungen des realen Lebens weiter ausgemalt: drei Frauen begießen die Wurzeln des Baumes, der das Erdreich umgebende See erscheint unter dem Bilde der Riesenschlange usw.

Dem setzt Wirth die These entgegen: Diese Bilder sind nicht spontan dem „primitiven“ Denken entsprungen, sie haben vielmehr eine lange Entwicklungsreihe hinter sich. Die Struktur dieser Vorstellungen, ursprünglich abstrakt, ist erst sekundär mit sinnfälligem Fleisch und Blut umgeben worden; der schöpferische Ursprung ist die abstrakt-symbolische, lineare Darstellung des Jahresgesichtskreises in einer bestimmten Erdbreite, und die aus der Einteilung und abstrakten Bedeutung der Teilsymbole hergeleitete sinnbildliche Geltung. Einteilung und Bedeutung des Jahreshorizontes aber ergibt sich aus den Merkpunkten des Jahressonnenlaufes, der mit seinem Ansteigen zur nördlichen Höhe des Sommers und seinem Absinken zur südlichen Tiefe der Winternacht nicht nur die Kreiseinteilung bestimmt, sondern auch selbst ein Sinnbild des werdenden, des zur Höhe steigenden und wieder versinkenden Lebens überhaupt darstellt. Die linearen Verbindungen zwischen der Achse des Jahreskreises und seinen höchsten und tiefsten Kreisausschnitten ergeben das *abstrakte* Symbol des Baumes; die Struktur, das bildende Urprinzip, die schöpferische Idee aber kehrt in dem *konkreten* Baume wieder, dessen Leben dem Jahreslaufe gemäß zwischen der hohen Krone des Sommers und der tiefen Wurzel des Winters auf und nieder geht. Die Schleife aber, die die Sonne, abstrakt gedacht, in der Winternacht unter dem Horizont beschreibt, wird als Schlange der Tiefe und des südlichen Meeres in das Sinnfällige übersetzt. Und ähnlich ist es mit den anderen Bildern, den drei Wurzeln und den drei „Müttern“, die als Hüterinnen der Tiefe gelten, in denen die Sonne, das Sinnbild des Lebens, in der heiligen Winternacht wiedergeboren wird.

Ohne Frage geht die erstere, landläufige Auffassung dem an sinnfälliges Denken gewöhnten Vorstellungsleben zunächst leichter ein, schon weil sie der Phantasie leichtere und bequemere Nahrung gibt. Es ist sozusagen handgreiflich, wenn man sagt: der Stier wird

als Gott verehrt, weil er die zeugende, lebenspendende Kraft darstellt; oder wenn man den Menhir als einen Phallus deutet. An diese bequeme und eingängige Denkart hat ja die moderne Psychoanalyse mit großem Geschick und Erfolg angeknüpft. Sie stellt das äußerste Gegenextrem der abstrakt-symbolischen Weltauffassung dar — so sehr, daß eine Brücke zwischen beiden Auffassungen überhaupt unmöglich ist; es handelt sich einfach um zwei grundverschiedene Einstellungen des erkennenden und deutenden Subjektes. Ihre Gesetze gelten innerhalb der Sphäre des Sinnfälligen, aber auch nur da; denn sie vermag die Sphäre des Sinnfälligen überhaupt nie und nimmer zu durchbrechen, weil sie gerade ihr konsequentester, durchdachtester Ausdruck ist. Ein Schlagwort dieser Richtung ist die „Sublimierung“, die angebliche „Entwicklung“ vom vegetativ-triebhaften zum „höheren Denken“; das letztere soll sich von dem ersteren nur graduell, der Stufe nach, aber nicht wesenhaft unterscheiden.

Von hier bis zur phallischen Deutung des gotischen Turmes ist es nur noch ein kurzer Schritt. Geistige Fähigkeit, Gehirnbildung und Schädelform sind nur eine sekundäre Auswirkung des primären Sexus. Daraus erklärt sich die fanatische Konsequenz, mit der die psychoanalytische Theorie alles in ihr System zwingen will. Sie hat dabei einen leichten Stand: das Material, das sie in unübersehbarer Fülle aus allen menschlichen Zeitaltern beibringen kann, läßt sich mit Leichtigkeit sinnenhaft deuten, denn dies geht dem sinnlich-empfänglichen Denken am leichtesten ein. Der Verfechter der abstrakt-symbolischen Urbedeutung aber bedarf einer Rekonstruktion, eines Denkumweges, den nicht nur er selbst gehen muß, den er auch jeden anderen führen muß, dem er sich verständlich machen will.

Diese *grundsätzlichen* Gedanken drängen sich auf, wenn man im einzelnen Falle aus der Sprache der Formen den Sinn des Ausgesprochenen zu erschließen sucht. Zumal dann, wenn wir aus der übereinstimmenden Formensprache zweier zeitlich und räumlich ziemlich weit getrennter Denkmäler auf eine abstrakte Anschauung schließen zu können glauben, die den Schöpfern beider Denkmäler gemeinsam ist.

Ein solcher Parallelismus scheint mir zwischen der Formensprache zweier germanischer Denkmäler vorzuliegen; er erregt unser besonderes Interesse, weil das eine dieser Denkmäler unsere *Externsteine* sind. Bezöge sich die Übereinstimmung nur auf ein einziges Stück, so wäre sie nicht sehr auffällig. Es liegt jedoch eine Übereinstimmung einer ganzen Formenreihe vor, und so liegt zum mindesten der Verdacht nahe, daß es sich hier auch um die Übereinstimmung einer wesentlichen Gedankenreihe handelt.

Unsere Abbildung 1 (a—d) zeigt den vierseitigen Bildschmuck des alten Taufsteines von Selde, Amt Viborg auf Jütland, der etwa dem beginnenden 13. Jahrhundert angehört. Fig. 1a zeigt eine Runeninschrift; diese Seite wird damit als Anfang der Symbol- und Gedankenreihe gekennzeichnet. Die Inschrift lautet: ‚Guđlif g(aerde), Réni finn er lá í fonte‘ — „Gudlif machte (es), Reinheit findet, wer in den Taufstein will“. (Fünte ist ein heute noch im Münsterländischen gebräuchlicher Ausdruck für den Taufstein — lat. ‚fons‘.)

Hermann *Wirth* (Aufgang der Menschheit, S. 449, Bildbeilage XV B) gibt der Formenreihe folgende Deutung: Der Halbkreis auf Figur 1a, der offenbar als solcher das Ornament darstellt und einen leeren Raum umschließt, ist der „Ur“-Bogen, ein verbreitetes Symbol des kürzesten Sonnenlaufbogens des Jahres in der Winter-Sonnenwende. Es ist ein Sinnbild des unterweltlichen Raumes, in dem sich die Sonne in dieser Zeit aufhält, im „Todesschlafe“ oder in der „Jahresnacht“, aus der sie dann ihren neuen Aufstieg beginnt. Das Ornament wäre also ein Zeichen des Eingehens in die Unterwelt, aus welcher der neue Aufstieg zum neuen Leben beginnt — für die Sonne, wie für den Menschen, das „Ebenbild Gottes“, welcher im aufsteigenden und wieder zurückkehrenden Jahreslaufe erscheint und in der sonnenlaufmäßigen Jahreskreiseinteilung seinen abstrakten Ausdruck findet.

Die nächste Darstellung (1 b) stellt die erste Phase dieses Aufsteigens abstrakt-sinnbildlich dar. Zunächst ist der Darstellungsraum, offenbar absichtlich, nach oben geöffnet, während er auf der ersten Darstellung betont geschlossen ist. Das Ornament selbst aber erregt unsere besondere Aufmerksamkeit. Es ist die sinnbildliche Darstellung eines sich entwickelnden Bäumchens, ursprünglich linear-abstrakt gedacht, aber schon ein wenig ins Konkrete „zurückübersetzt" — offenbar aus ornamentalen Gründen. Die abstrakte Urform dürfte der „Dreisplant" sein, ᛉ dessen Seitenäste sich freilich noch nicht ganz aufgerichtet haben, da er erst in der Entwicklung ist.

Die dritte Figur (1 c) zeigt die Endphase der Entwicklung: die lineare Kreisteilung hat sich zum vollen Kreise entwickelt, dessen „Strahlen", ornamental ausgeführt, zugleich das Sinnbild der Sonne in ihrer vollen Kraft, des abgerundeten Jahreskreises bilden. Als Betonung oder Deutungszeichen dieses Sinnes stehen zu beiden Seiten die beiden Dreisplante; die beiden Seitenäste sind fast ganz aufwärts gerichtet, zum Zeichen des vollendeten Aufstieges. Auch hier ist der Darstellungsraum nach oben geöffnet: es ist die „offene" Zeit des hohen Sommers, in der sich das Armpaar des „Gottessohnes", der die Sonne trägt, nach oben öffnet. Daher sind dem erfüllten Jahreskreise, wie er hier ornamental erscheint, als „Bestimmungszeichen" (Determinative) die beiden Dreisplante beigegeben, die nach uralter Symbolik (deren Übergänge an der prädynastischen ägyptischen Linearschrift noch zu belegen sind) die linearen Symbole der aufwärts gerichteten Hände bedeuten. Als solche erscheinen sie unter anderen auch auf der Felszeichnung von Brastad.

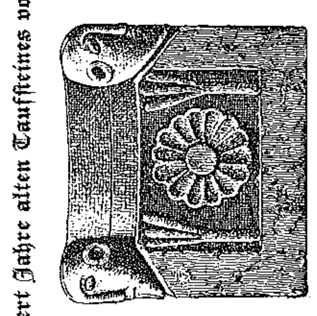
Die letzte Darstellung (1 d) zeigt wieder den nach oben geschlossenen Kreis oder Halbkreis; und hier ist die ornamentale Ausführung des Baumsymboles besonders deutlich: es ist der seine Äste senkende Jahres- oder Lebensbaum, ein Sinnbild des seinem Ende zu sich neigenden letzten Jahresviertels, die Rückkehr in den „Ur"-Bogen. Die Übereinstimmung mit dem sich entwickelnden Baume in 1 b zeigt sich auch darin, daß auf beiden Darstellungen die Hälften des Baumes vierteilig sind, was auf den achtfach geteilten Kreis zurückgehen dürfte. Soweit die Deutung im Sinne von Herman Wirth.

Was uns hier besonders angeht, ist zunächst der „Lebensbaum" oder Jahresbaum in 1 b. Es wird bereits aufgefallen sein, daß dieser Baum formal und im Grundriß eine auffallende Ähnlichkeit zeigt mit dem sonderbaren Gebilde, das auf dem großen Kreuzbild an den Externsteinen dem Joseph von Arimathia als „Thronsessel" dient, auf dem er steht. Man hat diesen „Thronsessel" aufgerichtet und als Urbild der „Irminsul" (Abb. 3) erklärt (s. Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl., S. 47 ff.); Eugen Weiß, B. Koerner u. a. haben auf die ornamentale Übereinstimmung dieses Baumes mit einem ähnlichen Gebilde hingewiesen, das auf Säulenköpfen zu Pavia, Alpirsbach und Hamersleben erscheint (Abb. ebd. S. 53). Ich bezweifle nicht, daß wir hier einen Ableger dieser Darstellung haben, die dem nordischen Urbild wesentlich näher steht. Es ist besonders wichtig, daß unsere Darstellung nicht in dem Maße dekorativ verzerrt ist, wie die in Pavia usw.; der Übergang von der abstrakten Urform zur bildhauerischen Stilisierung läßt sich noch deutlich erkennen. Selbst die „Irminsul" ist in dieser Hinsicht schon etwas weiter entwickelt, doch läßt sich die Übereinstimmung der strukturellen Idee noch deutlich genug erkennen.

Das Externsteinbild stellt ein etwas früheres Stadium der „Entwicklung" dar: die „Zweige" sind noch fast ganz eingerollt; das Eingerollte wird außerdem durch die hornartigen Voluten, die die Seitenäste nach oben bilden, noch besonders betont. Auf der Darstellung von Selde dagegen ist das Aufblühen, die Entwicklung im eigentlichsten Sinne schon etwas weiter fortgeschritten, aber die geschweifte Form stimmt deutlich mit jener überein. Außerdem strebt mitten aus dem Stamme ein Sproß nach oben: das mag ein Kennzeichen der weiter fortgeschrittenen Entwicklung sein, kann aber auch ein ursprünglicher

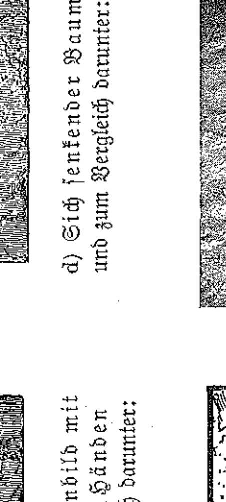
Vermutliche Übereinstimmung zwischen Denkmälern, die sich als altgermanische Darstellungen des Jahreslaufes deuten lassen
(in unmaßstäblichem Größenverhältnis)

Abb. 1. Vierseitiger Bildschmuck des siebenhundert Jahre alten Taufsteines von Selde

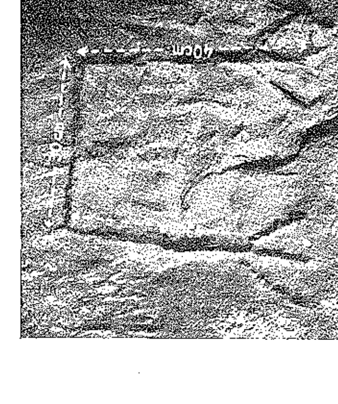
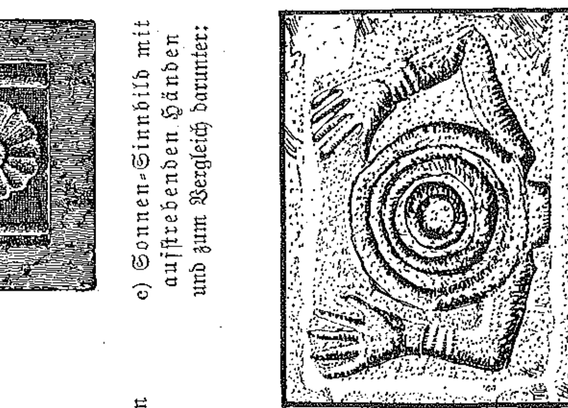
a) „Ur"-Bogen und zum Vergleich darunter:

Abb. 2. Bogen über dem Felsensarg der Externsteine



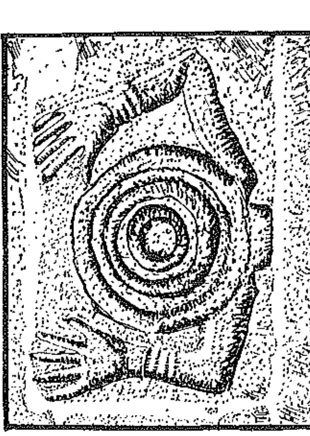
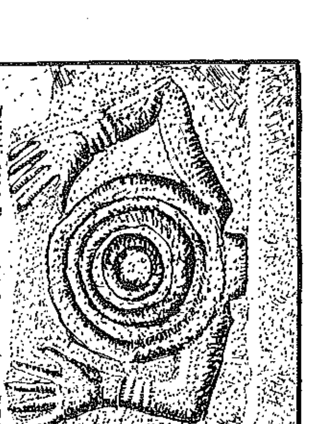
b) Sich entwickelnder Baum und zum Vergleich darunter:

Abb. 3. Irminsul als uraltes Sinnbild religiösen Denkens

c) Sonnen-Sinnbild mit aufstrebenden Händen und zum Vergleich darunter:

Abb. 4. Sinnbildliches Zeichen des Hohen Sommers an der Spitalskirche in Tübingen (nach Jung)

d) Sich senkender Baum und zum Vergleich darunter:

Abb. 5. Rune in der unteren Grotte der Externsteine

Bestandteil der Urform sein, der bei der umgeknickten „Irminsul“ aus Gründen der Ornamentik fortgefallen ist.

Diese Übereinstimmung weckt eine ganze Reihe von Überlegungen. Es handelt sich um ein ausgesprochenes Symbol des Frühlings, des Jahresfrühlings wie des Lebensfrühlings, das darum den Taufstein ziert, in dem das „Wasser des Lebens“ (Apokalypse 31, 6) enthalten ist. Wenn Teudts Annahme richtig ist, daß die „Irminsul“ einst ein germanisches Heiligtum an den Externsteinen geschmückt hat, so gewinnt damit auch seine weitere Annahme die größte Wahrscheinlichkeit, daß es sich hier um ein ausgesprochenes Frühlingsheiligtum handelte, das nach dem Frühlingspunkte orientiert war. Schon das ist ein wichtiges Ergebnis.

Aber es liegt hier noch weit mehr vor, was uns zu denken gibt! Das vollentwickelte Jahresrad in 1c ist zwar bei uns nicht erhalten[1]), wohl aber die beiden Dreisplante, die jenem als Bestimmungszeichen beigegeben sind — nur daß sie in umgekehrter Haltung und damit umgekehrter Bedeutung in der unteren Grotte der Externsteine zu finden sind! Sie stimmen nämlich formal und ornamental genau überein mit dem „Ideogramm“ oder der Rune (Abb. 5), die im Januar 1929 freigelegt und schon von Herman Wirth (Germanien I, 1) als uraltes Ideogramm des gesenkten Armpaares nachgewiesen wurde (ich werde dies Armpaar demnächst als Zaubersymbol auch aus der Zauberliteratur belegen). Bedeutet es auf dem Taufstein die emporgehobenen Hände des Gottessohnes, so bedeutet es in der Externgrotte das gesenkte Armpaar des winterlichen Gottes. Auf jeden Fall war diese Formensprache dem Schöpfer des Ideogrammes ebenso vertraut, wie vermutlich weit später noch dem nordischen Steinmetzen — ein glänzendes Beispiel dafür, wie aus der Übereinstimmung des Sinnbildlichen auf die Übereinstimmung des Sinnes geschlossen werden kann, zugleich aber auch auf die Dauerüberlieferung, auf die geistige Beständigkeit dieses Sinnes über sehr lange Zeiträume hin.

Doch weiter geht die Übereinstimmung. Betrachten wir die Figur 1a, so fällt zunächst auf, daß der Halbkreis ganz unausgefüllt ist, daß also der dem ornamentalen zugrundeliegende sinnbildliche Gedanke den „Urbogen“ selbst als das Wesentliche an dieser Darstellung ansieht. Die Stirnseite des Steines mit den abgeschrägten oberen Ecken und dem starken Fundament, das die Inschrift trägt, bildet ein ornamentales Ganzes. Es erinnert lebhaft an den sog. „Felsensarg“ an der Nordseite der Externsteine; es ist der ganz gleich geformte Urbogen (Abb. 2) an der Stirnseite des oben leicht abgeschrängten, einzelstehenden Steines; unter dem halbkreisförmigen Bogen aber befindet sich die merkwürdige Vertiefung, die gerade für einen erwachsenen Menschen Raum bietet.

Ist das ein Zufall, oder kommen wir hier auf einem merkwürdigen Umwege der ursprünglichen Bedeutung dieses unter all unseren Altertümern einzig dastehenden Steines näher? Für sich betrachtet, möchte der Vergleich nicht überzeugen; in Verbindung mit den anderen Übereinstimmungen aber gewinnt er ein ganz anderes Gewicht. Denn hier entspricht eine formale Entwicklungsreihe einem sinnbildlichen Gedankengang: was auf dem Taufstein zu Selde symmetrisch nebeneinander gestellt ist, würde, am Agisterstein ins Große übertragen, einen wirklichen Vorgang des religiösen Lebens widerspiegeln. Zu unterst an der Nordseite der Stein mit dem Urbogen; darüber an der Ostwand die alte Darstellung des sich entwickelnden Jahresbaumes als Frühlingssymbol; hoch droben das nach Nordosten gerichtete Sacellum, und unten in der Grotte wieder das lineare Symbol des abwärtsgerichteten Armpaares, dessen umgekehrtes Gegenbild vielleicht einmal in dem

[1]) Den Sonnenkreis, von den erhabenen Händen umgeben, zeigt das berühmte Steinbild von der Spitalskirche in Tübingen (Abb. 4); man sieht leicht, daß hier der abstrakte Urgedanke schon einen Schritt weiter ins Konkrete „zurück übersetzt“ ist. Nichts hindert anzunehmen, daß ein entsprechendes Bild sich einst auch an den Externsteinen befunden hat. Es ist das sinnbildliche Zeichen des hohen Sommers.

Sacellum als Zeichen des hohen Sommers eingeritzt war. Jedenfalls steht das Ideogramm der linearen Urüberlieferungg näher, als die schon ornamental stark stilisierte „Irminsul“, aber die Übereinstimmung der Grundzüge ist zweifellos.

In diesem Zusammenhange gewinnt der Umstand an besonderer Bedeutung, daß die Symbolik des nordischen Meisters (oder war es ein deutscher?) sich gerade auf einem Taufstein befindet. Der Meister hat damit ohne Zweifel zum Ausdruck bringen wollen, daß die in der Bildreihe ausgedrückte Gedankenreihe eine Verbindung mit dem Taufritus der früheren und der christlichen Zeit besitzt (denn das Eintauchen in Wasser oder das Übergießen ist ein uralter vorchristlicher Brauch). Dabei fällt uns besonders die Vertiefung im Inneren der Grotte auf (Abb. bei Teudt a. a. O. S. 35), die man von jeher als ein Taufbecken gedeutet hat, obschon es in der Form von den christlichen ja völlig abweicht. Auch die Sage von der Taufe der neubekehrten Scharen an den Externsteinen gibt in diesem Zusammenhange zu denken. Wenn die Symbolik des frühchristlichen nordischen Taufsteines mit der an den Externsteinen so auffallend übereinstimmt, so liegt der Gedanke an einen vorchristlichen, mit dieser Stätte verbundenen, Taufritus allerdings sehr nahe.

Noch tasten wir uns vorsichtig zurück in das Dunkel dessen, was als gewaltsam abgerissene Überlieferung doch unser Denken erfüllt. Gelingt es uns, aus dem Sinnfälligen das Sinnbildliche, und aus diesem wieder den uralten Sinn zu erschließen, so ist der wichtigste Schritt zu einer Urgeistesgeschichte getan. Und wenn es Aufgabe jeder echten Wissenschaft ist, aus dem Geformten den formenden Geist zu erschließen, so wird sie auch hier allmählich über den toten Stoff zur Erkenntnis des ewig Lebendigen fortschreiten.[1])

Der Heidenstein zu Arnau

Von Wilhelm Teudt

In die vorderste Reihe der aufschlußreichen Steindenkmäler[2]) gehört das Elstertrebnitzer Bild, das ich in Heft 2 der vierten Folge (1932) von „Germanien“ gebracht und besprochen habe und das hier nochmals zweckmäßig aufgeführt wird (Abb. 1). Wohlerhalten und künstlerisch ansprechend darf es zu den schönsten Kunstwerken des frühen Mittelalters gerechnet werden. Von hoher Bedeutung sind die Lehren, die wir daraus mit unmißverständlicher Deutlichkeit über die Glaubensverhältnisse in der Zeit seiner Entstehung gewinnen konnten. Wir lernten,

1. daß der Schöpfer dieses Kunstwerkes den Germanengott und den Christengott nicht als etwas Verschiedenes, sondern als ein und dieselbe überweltliche, zu verehrende Macht angesehen hat;

2. daß vor diesem einen Gott die maßgebenden Ausdrucksformen der beiden Bekenntnisse, das Christenkreuz und die Irminsul (Lilie), als gleichberechtigt aufgerichtet werden durften,

3. daß ihre Bekenner sich ihm in ihrer eigenen Weise nahen und seines Segens gewärtig sein durften,

4. daß es eine Zeit gegeben hat, in der christliche Bauherrn und Priester ein solches die Duldsamkeit predigendes Bild an einer christlichen Kirche anzubringen erlaubten;

5. mancherlei Aufschlüsse über die verschiedenen religiösen Auffassungen, Symbole und Gebräuche der beiden Seiten in jener Zeit.

[1]) Die bereits seit Frühsommer 1932 vorliegende eindrucksvolle Arbeit konnte infolge Raummangels erst jetzt erscheinen. Schriftleitung.

[2]) Vgl. hierzu die allgemein gehaltenen Ausführungen im vorigen Heft. Schriftleitung.



Abb. 1. Das Bild von Elstertrebnitz. Wieck, Oldenburg.

Eine derartige Stufe des Eingangs des Christentums in das germanische Volksleben ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das friedliche, versöhnlich mit dem Volkstum sich verbindende Wirken der iroschottischen Sendboten zurückzuführen, als deren Hauptvertreter uns Kolumban überliefert ist. Sie dürfte überall vorhanden gewesen sein, wo Iroschotten wirkten, vor 776 selbst im alten Sachsenlande.

Aber die Stufe der Duldsamkeit währte nicht lange; sie mußte weichen vor der von Rom längst grundsätzlich gebilligten, in Germanien durch Bonifatius und den Westfrankenkönig Karl eingeführten gewaltsamen Bekehrungsweise, deren Urkunden von den Verboten und Strafen widerhallen, die gegen den volkstümlichen Glauben und Kult gerichtet waren. Wohin die Frankenmacht reichte, waren Bilder wie das Elstertrebnitzer an christlichen Kirchen bald nicht mehr möglich.

Doch ehe die Ansprüche auf Alleinherrschaft über den Glauben, die von Rom gestellt wurden, in Deutschland ganz zur Durchführung gekommen sind, hat es eine weitere Zwischenstufe gegeben, wahrscheinlich jedoch nur in den entfernteren ostelbischen Teilen des Landes, wohin die Frankenmacht nicht so schnell reichte.

Eine unmißverständliche Kenntnis einer solchen an sich durchaus logischen Fortentwicklung der kirchlichen Verhältnisse gewinnen wir ebenfalls durch ein Steindenkmal, den sog. Heidenstein in Arnau in Nordböhmen, nicht weit von der sächsischen Grenze. Der Arnauer Heidenstein sagt nichts mehr von Gleichberechtigung der Irminsul mit dem Christenkreuze vor Gott und verlangt die Unterstellung aller unter das Kreuz, aber noch unter Duldung altgewohnter Formen.

Die beiden Photographien des Heidensteines — Vorderseite und Rückseite (vgl. Abbildungen 2 u. 3) — nebst zugehöriger Literatur verdanke ich der freundlichen Zusendung des Herrn E. Thiel in Gablonz. Es handelt sich um einen Stein, der schon vor Aufdeckung der Vorderseite im Jahre 1926 erheblich mehr Beachtung erfahren hat, als das Giebelfeld von Elstertrebnitz. Man hat die vielleicht einzigartige Bedeutung des Denkmals nicht verkannt, wenn es auch bei der bisher üblichen Scheu, Germanisches auch als germanisch anzuerkennen, zu erwarten war, daß die erstaunlichsten Versuche unternommen worden sind, das Götterbild als ein „christliches“ Bild zu deuten. Hier muß meine Mitteilung genügen, daß es von einer Seite als Darstellung des Jüngsten Gerichts, von anderer Seite als Darstellung der Feierlichkeit bei der Grundsteinlegung der christlichen Kapelle erklärt wurde! Der Stein hieß und heißt „Heidenstein“, zum mindesten ein Zeugnis dafür, daß der Stein den von einer irregehenden Wissenschaft unverwirrten Beschauern bisher etwas ganz anderes gesagt hat, als daß er die Darstellung eines christlichen Geschehnisses sei.

Der in seiner Beweisführung natürlich durch und durch verfehlte Versuch, das Bild zur Feier einer christlichen Grundsteinlegung umzudeuten, endet dann auch in einem Bekenntnis der Vergewaltigung des Namens: „Diesen Heidenstein, den wir wohl richtiger in besonders betontem Sinne ‚Christenstein‘ nennen müßten, ...“! (Vgl. hierzu J. Kern, Der Heidenstein in Arnau i. B. Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins 1922, S. 6—16; L. Feyerabend und J. Kern zu dem gleichen Denkmal a. a. O. 1924). Nach der Aufdeckung der Vorderseite vor einigen Jahren jedoch ist unsere Erklärung bereits kräftig vorbereitet. Wir lesen in einem Mythos-Artikel in eben demselben Jahrbuch des Riesengebirgsvereins: „Dieses Flachrelief zeigt, wie man auch seine Darstellung erklären mag, eine Mischung von germanischen und christlichen Motiven, die für das 13. Jahrhundert in einer böhmischen Dekanalkirche reichlich primitiv anmuten.“

Ganz richtig klingt hier auch der Zweifel durch, ob die Entstehung dem 13. Jahrhundert zugeschrieben werden dürfe. Denn beide Seiten des Steines zeigen sowohl äußerliche unverkennbare Merkmale der Technik und Darstellungsweise, wie sie Jahrhunderte früher üblich war (die Menschengestalten mit den großen Köpfen und abstehenden Ohren), sondern auch eine Ideenwelt, die nur in einer älteren Zeitspanne erklärlich ist. Es wird gezweifelt an der noch auf der ganzen Linie der Kulturbeurteilungen sich zeigenden, sich den Nimbus größerer „Wissenschaftlichkeit“ zuschreibenden Sucht gewalttätiger Spätdatierungen, d. h. solcher Zeitangaben, die ohne sonstige Gründe, gestützt auf Fehldatierungen älterer Autoritäten und verstrickt in das Vorurteil gegen das Denken und Tun älterer Menschengeschlechter, zustandekommen.

Der Arnauer Heidenstein ist ebenso wie das jetzt im Dresdener Museum befindliche Elstertrebnitzer Bild ein Giebelfeld (Tympanon) gewesen. Die schadhaften Stellen und die Maße sagen uns, daß das vorderseitige Kreuzesbild ursprünglich in der oberen Hälfte etwas größer war, und daß von den Figuren selbst durch die absichtliche oder unabsichtliche Beschädigung etwas verlorengegangen ist. Mit dem Bilde des heidnischen Götterhimmels auf der Rückseite dagegen hat man sich nach der Größe des bereits beschädigten Steines gerichtet. Daraus ist mit aller Sicherheit auf die spätere Entstehung des rückseitigen Götterbildes zu schließen, wozu, wie wir sehen werden, auch innere Gründe hinzutreten.

Das ursprüngliche ältere Vorderbild (Abb. 2) ist das wohlgelungene, ästhetisch ansprechende Werk eines feinsinnigen Künstlers, der die in einem Giebelfelde stets schwierige Aufgabe der Raumverteilung aufs trefflichste gelöst hat. Das Götterbild der Rückseite (Abb. 3) dagegen verrät durchweg eine ungeübte Hand, die ohne durchdachten Plan arbeitend, sich in den Größenverhältnissen von vorneherein vergriffen hat. Er klemmte dann die Gestalten, die er zur Erfüllung der Zwölfzahl noch aufs Bild zu bringen hatte, in freie Plätze und Ecken; auch bei den Einzelfiguren, besonders den Tiergestalten, und bei der Anbringung der Symbole zeigt sich überall das unkünstlerische Auge und die Ungeschicklichkeit. Es muß beachtet werden, daß der Maßstab der beiden Bilder nicht ganz der gleiche ist, da der photographische Apparat in etwas verschiedener Entfernung aufgestellt werden mußte.

Auf die Würdigung und Duldung des vorderseitigen, den Kruzifixus darstellenden Bildes wirft die Geschichte des Steines ein eigenartiges Licht: Es ist etwas ganz Ungewöhnliches, daß eine Darstellung des Gekreuzigten nicht nur ihre Anerkennung verlor, sondern zum Ärgernis diente. Sie sollte den Blicken der Gemeinde entzogen werden, wurde mit Verputz überdeckt, und man ersetzte sie durch eine auf der Rückseite angebrachte Darstellung



Abb. 2. Vorderbild vom Heidenstein zu Arnau.

des heidnischen Götterhimmels, — wie auch sonst in alten Kirchen Teufelsfratzen, Karikaturen und Tiergestalten, die mit dem alten Glauben zusammenhängen, zu finden sind.

Über dem uralten Südportal der Kilianskirche in *Lüdge* (ältester Teil 786 durch Karl erbaut) erblickte ich als einzige Zier des freien Giebelfeldes in der Größe von etwa 20 cm die Darstellung des Sonnengottes als Fratze mit Eselsohren und heraushängender Zunge (Abb. 4). E. Jung weist Ornamente, besonders an Säulen, auf mit ganz unchristlichen Tiermotiven, wodurch altgermanische Mythen in oft tadellosem Zusammenhange zur Darstellung kommen. Aber alle diese Erscheinungen werden weit überflügelt von dem umfangreichen, geschlossenen und rücksichtslos in die Augen springenden Götterbilde des Heidensteines.

Die Verdeckung der Vorderseite hat wahrscheinlich Jahrhunderte gedauert, bis man bei Erneuerungsarbeiten der Kirche das Bild frei machte.

Die erste aus dem Vergleich beider Seiten zu gewinnende Erkenntnis ist, daß die Bilder der Vorder- und Rückseite *ungefähr aus der gleichen Zeit* stammen, weil die Technik und die überaus charakteristische Menschengestaltung haarscharf dieselbe ist. Nachdem wir uns von dieser wichtigen Tatsache überzeugt haben, betrachten wir die Einzelheiten, zunächst auf dem Kreuzigungsbilde.

Eine ganz besondere Rolle spielt dabei die Haltung der Arme und Hände. Ihre betonte Unterschiedlichkeit bei den beiden unter dem Kreuzesbalken befindlichen Andächtigen, die wir beide als männlichen Geschlechts (sitzend?) ansehen müssen, kann gar nicht übersehen werden. Rechts (vom Beschauer) haben wir eine unzweifelhaft christliche Gebetshaltung: die Hände sind aufeinander, aneinander oder ineinander gelegt. Links eine für Christen ganz unmögliche Gebärde: die eine Hand auf die Brust, die andere auf den Leib gelegt! Warum ist dieser Unterschied gemacht, der uns so auffällig vorgeführt wird?

Eine weitere merkwürdige, vielleicht noch aufklärbare Unterscheidung der beiden Hälften des Tympanons ist, daß das vom Christentum aus dem Germanentum übernommene Symbol des *Fisches* auf der rechten Seite als *ein* Fisch, auf der anderen aber als *zwei* Fische zum Ausdruck kommt. Ferner ist die Tatsache beachtenswert, daß sich neben dem Andächtigen linker Seite der *Lebensbaum unter* dem Kreuzesbalken, also hier auf Erden befindet, während die Früchte und Blätter des Lebensbaumes auf der rechten Seite *über* dem Kreuzesbalken, also im Himmel, ihren Platz gefunden haben.

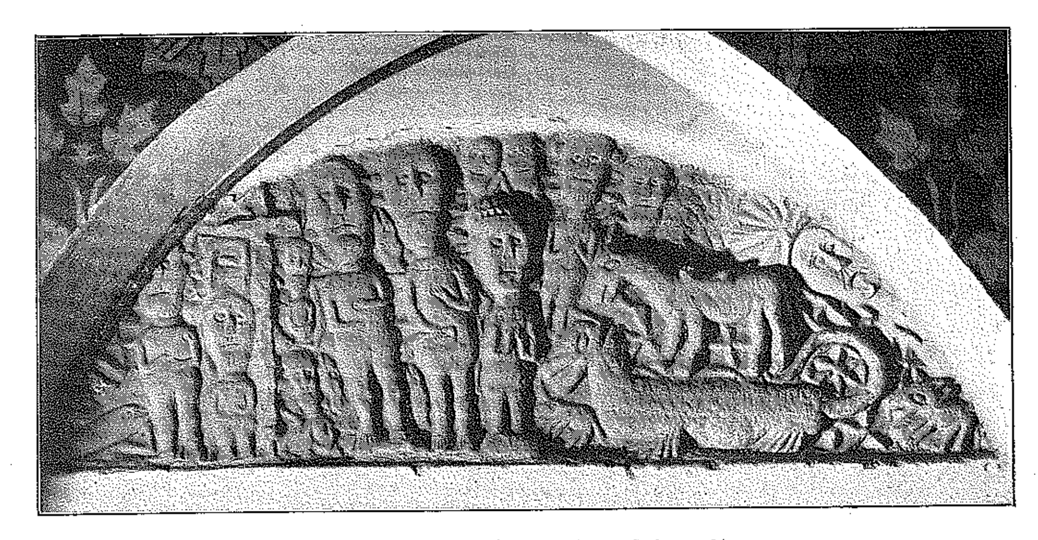


Abb. 3. Rückseitiges Bild vom Heidenstein zu Arnau.

Die beiden großen Wappenschilder gehören unzweifelhaft den kirchenbauenden adeligen Familien an, und zwar links wahrscheinlich der Familie Berka von Dauba, die heute den gekreuzten Doppelpfeil in nahezu gleicher Ausführung hat, wie auf unserem Bilde, rechts vielleicht der Familie von Hasenburg mit Hasen und Eber. Die beiden Helme über dem Wappen zeigen nur den Unterschied, daß rechts die Helmzier fehlt.

Wenn wir an diese Merkmale im übrigen nur sehr vorsichtig die eine oder andere Vermutung knüpfen dürfen, so scheint uns die obige Frage nach der Bedeutung der mit starker Betonung unterschiedenen Gebetshaltung der beiden Männer zu einer wichtigen Entscheidung bei der Erklärung der Bilder zu führen, weil durch sie der deutliche innere Zusammenhang des Mannes links unter dem Kreuze mit der auf der anderen Seite des Steines zur Darstellung gelangten germanisch-heidnischen Götter- und Glaubenswelt hergestellt wird!

Ebenso wie auf dem Kreuzesbilde sagt uns auf dem Götterbilde das *Antlitz* der vielen auf das Giebelfeld gezwängten Gestalten nichts, oder nahezu nichts. Auch sonst suchen wir fast vergeblich an diesen starren Figuren nach einem Ausdruck dessen, was die Schar denkt, fühlt oder will. Nur das eine lebendige Zeichen innerer Anteilnahme, welches fast wie ein Merkmal der Zugehörigkeit zu dieser einheitlichen Versammlung wirkt, springt in die Augen bei allen, die sich uns unverdeckt zeigen: Das ist die Haltung der Arme und Hände.

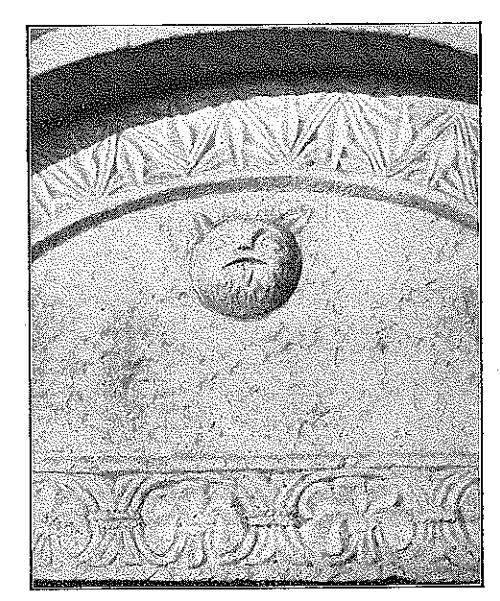


Abb. 4. Sonnengott von Lügde.

Es ist im ganzen eine Zwölfzahl, entsprechend der Zahl der *Asen*, wie sie uns gelehrt ist. Bei sechs von den acht unverdeckten Gestalten sehen wir die Hände getrennt voneinander entweder in gleicher Höhe auf der Brust oder die eine Hand tiefer — so wie bei dem Manne

unter dem linken Kreuzesbalken aufs schärfste von dem christlichen Gebrauch unterschieden.

Bei den zwei übrigen Personen müßte eine örtliche Untersuchung entscheiden, ob es richtig ist, daß sie mit gekreuzten Armen die Hände vor die Schultern legen, wie es sich bei einer der Hände zu zeigen scheint.

Auf jeden Fall bedeutet die Arm- und Händehaltung eine beabsichtigte Charakterisierung, woraus wiederum die Zugehörigkeit des ebenso charakterisierten einen Mannes unter dem Kreuze zu dieser Gesellschaft geschlossen werden muß! Damit aber wird uns die Richtigkeit unserer Lösung des Heidenstein-Rätsels bestätigt: Das im übrigen einwandfreie und dazu der Zeit entsprechend schöne Kreuzesbild des Heidensteines ist gegen Ende der iroschottischen Einflüsse, also in Ansehung des Ortes wahrscheinlich im 9. aber spätestens im 10. Jahrhundert entstanden. Denn es enthält noch die augenfällig gepredigte Lehre, daß man auch unter Beibehaltung alter frommer Glaubensgewohnheiten unter dem Kreuze Christi Erlösung suchen dürfe und angenommen werde.

Diese Duldsamkeit widersprach später aufs schroffste der in der Kirche zur Herrschaft gelangten Lehre, daß aus dem alten Glauben stammende Frömmigkeit und Sitte nichts anderes sei als Teufelswerk, von dem man sich abwenden müsse, wenn man selig werden wollte.

Dies war der ausschlaggebende Grund dafür, daß einer der Nachfolger des duldsamen Priesters das Bild beseitigen und auf die Rückseite eben desselben Steines, der vielleicht bei der Herausnahme beschädigt und etwas kleiner geworden ist, durch einen geschickten Handwerker seiner Gemeinde ein anderes Bild meißeln ließ. Es sollte umgekehrt deutlich zum Ausdruck bringen, daß die unvorschriftsmäßige Armhaltung ja eine Gewohnheit der Götzen sei, denen ein Christ abgeschworen habe oder abschwören müsse.

Der Verfertiger gab der Götzenversammlung zu ihrer Charakterisierung außer der Armhaltung allerlei Attribute bei, Drachen und schlimm aussehendes Getier, Axt und Sonnenrad und Sterne, und nicht zu vergessen ein Pferd, das wohl überall noch wegen der beliebten Opfermahle als ein zum Götzendienst gehöriges Tier angesehen wurde, — das alles ungeordnet und wirr, wie es grade im Kopfe des Handwerkers vorhanden war. Die Dürftigkeit und unbeabsichtigte Karikatur schadete jedenfalls dem abschreckenden Zwecke nichts. Das Bild wird seine Wirkung auf die Gemeinde nicht verfehlt haben; es hat jedenfalls nicht lange gedauert, bis der Priester zu seiner Befriedigung beobachten konnte, daß kein Kirchenbesucher mehr die Hände getrennt auf Brust und Leib hielt.

Dieser Hergang leuchtet als zeitentsprechend und psychologisch richtig ein, wenn wir an unserem Geiste einmal die äußere und innere Umstellung vorüberziehen lassen, die im Bekehrungszeitalter vor sich gegangen sein muß.

Es wäre — leider — ein sich wenig lohnender Versuch, die einzelnen Asen auseinanderhalten und eine mythologische Ernte halten zu wollen. Nur scheinen wir in der kleinsten der drei Hauptgestalten Freya erkennen zu sollen, wegen ihrer etwas längeren Kleidung — alle Personen müssen als bekleidet angesehen werden — und wegen ihres Kopf- und Haarschmucks. Nach Kern-Leitmeritz[1] ist am Original ein Scheitel zu erkennen und darüber eine Art Königskrone im Stil des 9. Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung stimmt mit unserer Auffassung von der Entstehungszeit zusammen, wie auch alle sonstigen Merkmale: Technik, Kunst und Lebensgewohnheiten und vor allem natürlich die glaubensgeschichtlichen Anzeichen.

Wenn die Figur neben dem Drachen nicht (wie einer der alten Erklärer, der den Drachen zur Kuh macht, will) ein Bischof sein kann, sondern Freya, die Vorgängerin der Maria (auch = Ostera) ist, dann mögen die beiden anderen Großen daneben als

[1]) Jahrbuch des Riesengebirgvereins 1924.

Wodan und Donar gelten. Aber das merkwürdige Instrument in der Hand des einen ist keine Axt. Diese haben wir vielmehr in der Riesenwaffe, die links hoch aufgerichtet steht. Es ist eine Axtform, die auch von Herman Wirth (Urschrift der Menschheit, Tafel 325, Abb. 10, 15 und 17) als kultische Form vorgeführt wird. Desgleichen wird der Torbogen als kultisches Sinnzeichen des Himmelsbogens von Wirth herausgestellt; was der Balken darin bedeutet, wissen wir nicht. Merkwürdig sind die hier und da angebrachten Fische und Vogelköpfe, von denen einer auch eine Schwurhand mit eingeschlagenem Daumen sein kann; ferner die Strahlenkrone, die vielleicht einem Haupte zugehört, und die Falten des Hintergrundes.

In seinem Schlußwort gibt Kern, der Erklärer des Heidensteines als jüngstes Gericht, zu: „Der Bildinhalt zumindest in seinem heidnischen Teil, ist, wenn unsere Deutung zutrifft, dem germanischen Heidentume entnommen. Da man nun wohl doch annehmen muß, daß dieses Bildwerk den Gläubigen, für die es als wirksames aneiferndes und abschreckendes Erziehungsmittel zugleich bestimmt war, auch verständlich sein mußte, so darf man wohl folgerichtig auch annehmen, daß diese Bevölkerung vordem selbst den gleichen Götterglauben besaß."

Im Unterschiede von Kern, der die durch das verdeckte Christusbild einem Erklärer dargebotene Hilfsstellung noch nicht kannte, finden wir in dem Götterbilde auch nicht einen Hauch aus der christlichen Ideenwelt; aber richtig ist, daß sich das Abschreckende dieses Bildes aufs Ganze beziehen sollte: hinweg von dem alten Glauben in jeder Beziehung! Durch das Bild sollte denen, die noch nicht ganz befestigt waren, beigebracht werden, was sie bisher selbst noch gar nicht gewußt hatten, daß sie und ihre Väter Menschen zu Göttern gemacht und angebetet hätten. Wenn die Arnauer in spätgermanischer Zeit wirklich Götterbilder gehabt haben sollten, was wir keineswegs von allen germanischen Stämmen wissen, so hatten es die nicht ganz Blöden doch höchstens umgekehrt gemeint: sie stellten sich göttliche Kräfte und Wesen auch wohl wie Menschen vor, — wie es ja Engelsbilder gibt und wie große Künstler selbst Bilder von Gottvater gemacht haben, und wie jede Darstellung der Christusgestalt ein der Lehre ganz entsprechendes Tun ist. — von den Heiligenbildern ganz zu schweigen. Wird mit beredter Zunge jemandem umständlich und unentwegt eine Schuld vorgehalten, dann glaubt er schließlich selbst daran, wenn er einen schlichten, gehorsamen Geist hat!

Abgesehen von Gewalt und Druck war dieses Bekehrungsmittel, bei dem die Gefahr absichtlicher Herabsetzung des Alten und übertriebener Verherrlichung des Neuen kaum zu vermeiden war, immerhin noch erträglich neben anderen damals üblichen Überredungskünsten, zu denen die Entfachung des Vertrauens auf die Wunderkraft der Heiligengebeine gehört.

Als sittlich berechtigt kann, was das religiöse Gebiet anlangt, von uns nur eine Bekehrungsweise anerkannt werden. Sie muß sich, wie die iroschottische, darauf beschränken, das wirklich oder vermeintlich Wertvollere positiv herzuzubringen und eben dadurch das Morsche des alten Glaubens einem natürlichen Versinken zu überlassen.

Wenn zu alten Wahrheiten neue Wahrheiten hinzutreten, befreiend, erhebend oder fördernd, und sich mit ihnen zu innerer Einheit verbinden, so wird ein solcher Vorgang auf allen Gebieten des Wissens und Lebens als Fortschritt und Wohltat angesehen. Dieser Vorgang wird auch auf religiösem Gebiete von der christlichen Kirche anerkannt und gepriesen, sofern es sich um den Fortschritt vom alten Testamente des jüdischen Volkes zum neuen Testamente handelt. Aber es ist zum Verhängnis geworden, daß vor allem die römische Kirche im Interesse ihrer äußeren Macht und Einheitlichkeit einen solchen Aufbau auf Gegebenes als Synkretismus (Religionsvermischung) geschmäht und mit allen Mitteln verfolgt hat, sofern sich der Aufbau nicht auf das alte Testament des jüdischen

Volkes, sondern auf das alte Testament anderer Völker, vor allem des germanischen Volkes bezog.

Es ist nicht unsere, sondern die Aufgabe der christlichen Theologie, aus geschichtlichen Irrungen der Kirche die Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen und damit einen Weg zuzubereiten, auf dem es eine Befreiung aus einst begründeter religiöser Not und einen Aufstieg zu Hochzielen der Wahrheit gibt. Dabei bleibt es selbstverständlich von erheblicher Bedeutung, daß es auf germanischer Seite alte zusammenhängende Schriften nicht gibt, in denen religiöse Wahrheitsmomente aus Urzeiten der Menschheit aufbewahrt sind; denn den ältesten Urkunden kann und muß in angemessenen Grenzen ein hoher Wert zugemessen werden. Es ist der Wert der Unmittelbarkeit, weil sie mehr als in späterer Zeit als ein Bestandteil eines wesensmäßigen (nicht kulturlich entstandenen) Ideenerbgutes angesehen werden können. Dem Mangel auf germanischer Seite steht das Vorhandensein der ältesten biblischen Schriften gegenüber, in denen nach solchem Ideenerbgut geforscht werden kann. Die aufgedeckten Spuren können nur dahin führen, wo die Urgefilde des menschlichen Geistes sind, an deren Vorhandensein schwerlich zu zweifeln ist.

Unsere Aufgabe bezieht sich auf unsere Vorfahren, auf die Frage, in welchen Bahnen sich im Germanentum der Urstrom des Geistes durch die ungemessenen Zeiträume hindurch bis zur geschichtlichen Zeit ergossen hat. Dazu ist jeder kleinste Lichtstrahl förderlich, der uns von irgendeiner Seite über Wesen und Entwicklung des germanischen Glaubens zukommt.

Der Arnauer Heidenstein bringt Beiträge zur *Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens*. Es ist eine kleine, und doch keine wertlose Erkenntnis, was wir über die äußerlichen Gebärden der Andacht lernen und den Wert, den man in der Bekehrungszeit auf solche Unterscheidungen legte. Aber weitaus wichtiger ist die uns bisher durch keine Kirchengeschichte vermittelte, nun aber in glücklicher Weise durch mehrere Steinbilder — Elstertrebnitz und Arnau — gebrachte Kenntnis von religiösen *Zwischenstufen* im Bekehrungszeitalter, die zwar örtlich beschränkt und zeitlich nur sehr kurz gewesen sind, deren erfreuliche Eigenart aber ein „Etwas" im germanischen Gottglauben aufwesen sind, deren erfreuliche Eigenart aber ein „Etwas" im germanischen Gottglauben aufweisen, welches in jenen Zeiten die Grundlage für einen gemeinsamen Monotheismus bot.

Dieses „Etwas" dürfte das Kleinod sein, nach dem wir in letzter Linie ausschauen — der wertvollste Gewinn aus der Arbeit zur Wiedererkennung germanischen Geistes- und Gottglaubens.

Indoarisches in der deutschen Landschaftskunst

Von o. Universitätsprofessor Dr. Joseph Strzygowski, Wien

Die deutsche Landschaft weist in Natur und Kunst öfter Spuren auf, denen bisher noch kaum im Zusammenhange nachgegangen wurde, weil wir, im Mittelmeerglauben befangen, solche dem Norden eigentümliche Wahrzeichen vernachlässigen. Sie sind nicht in Quadersteinen ausgeführte Großbauten oder -denkmäler, sondern ohne äußerlichen Aufwand rein als unscheinbare Zeugen innerer Erlebnisse ausgewählte oder ausgeführte Sinnbilder, daher hat sie die Geschichte (und die Kunstgeschichte im besonderen) nicht der Beachtung wert gefunden. *Wir Nordmenschen werden seit Jahrhunderten blind geboren und erzogen*, ja verlachen mit den Historikern der Mittelmeermacht und den Altphilologen womöglich die einzelnen Heilsboten, die uns den Star stechen wollen. Hier seien in Kürze einige Stichproben nebeneinander gestellt. Sie werden ausführlicher (mit den nötigen Abbildungen) in meinem Werke „Europas Bildende Kunst im

Rahmen des Erdkreises" bzw. einem Vorläufer „Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst" besprochen werden.

Der Kunstforscher gewinnt z. B. vor den *Metallspiegeln des Schosoin* (Abb. 1) im japanischen Nara die Ansicht, daß es eine buddhistische Bedeutungsvorstellung gegeben habe, die mit dem Mahajana, d. h. vom Iran aus, nach Ostasien gegangen sein muß: die Vorstellung von vier heiligen Bergen um einen mittleren (Meru), alle als Felsen gebildet mit jenen die Kegelspitzen am Rande umschließenden Baumwipfeln, wie sie merkwürdig noch C. D. *Friedrich* in seinem Tetschner Altar 1808 als Glaubenssinnbild verwendet hat. Ähnlich übrigens wie auf italienischem Boden schon jener iranische Mosaizist, der das kreuzförmige *Grabhaus der Galla Plazidia* in Ravenna ausgestattet und über dem Eingang innen den guten Hirten in einer *heiligen Landschaft* (Abb. 3) gebildet hat. Diese ist im Gleichmaß aufgebaut wie Böcklins „Toteninsel", der damit nach seiner eigenen Aussage Feierlichkeit zum Ausdruck bringen wollte. Tatsache ist, daß die *Landschaft* (wie die Schrift) ursprünglich heilig war, nicht im Mittelmeerkreise natürlich, wo die Macht sich durch die menschliche Gestalt verständlich macht, wohl aber im Iran. Von da aus ist sie zurückzuverfolgen bis in den hohen europäischen Norden.

Eine Spur aus der Zeit der indogermanischen Wanderungen hat sich halbwegs in einem *Kurgan des Kuban*, dem von *Maikop*, auf einer Silberschale (Abb. 2) erhalten, die man in das 3. Jahrtausend v. Chr. setzt. Die Landschaft ist geritzt und ergibt aufgerollt ein auf den ersten Blick schwerverständliches Bild (ohne Menschengestalt). Die „Landschaft" hat keine Grundlinie, zeigt oben einen Streifen von spitzen Bergen, im Zickzack übereinander, mit zwei überragenden Höhen abwechselnd, läßt davon „Flüsse" ausgehen und sich in einem Becken unten sammeln; sie belebt auch die Zwischenräume mit Tieren: es fehlt also nichts, was zum Wesen dessen gehört, was wir „Landschaft" nennen.

Man betrachte gelegentlich die beiden erhaltenen Gefäße als Ganzes in mehreren Ansichten. Zuerst fallen auf beiden Gefäßen die hintereinander schreitenden Tiere am Bauch auf; dann gewahrt man auf dem einen Gefäß oben am Halse die Landschaft selbst und wird bei genauerem Zusehen auch die beiden Flüsse entdecken, die, von oben nach unten breiter werdend, am Außenboden des Gefäßes unter einer zweiten Reihe kleinerer Tiere in das wie die Flüsse durch Gräten als Wasser angedeutete Becken münden. Die Tiere stehen überall in der Luft, auch ein Bär und zwei Nadelbäume, die oben zwischen den Bergen erscheinen. Man findet Abbildungen in meinem Asienwerke und sonst z. B. in der Schrift „Was bedeutet H. Wirth für die Wissenschaft?"[1]). Höchst merkwürdig ist das schwere Schreiten der Tiere mit hohem Rist, ihre Auswahl und Anordnung: Oben um die Berge schreiten Löwe, Wildpferd und Rind hintereinander nach links, während sich ein zweites Rind nach rechts dem andern entgegenwendet. Unten sind die vier Tiere, diesmal Löwe, Rind (?), Steinbock und Schwein ohne Umkehr nach links hintereinander gereiht. Kennzeichnend ist neben dem Bären zwischen den Nadelbäumen noch, daß oben über dem Löwen ein Vogel mit einem Zweige hinter sich erscheint, ein beliebtes, später mazdaistisches Sinnbild, das vom Iran ebenso nach Italien und Ostasien, wie nach Indien gewandert ist. Wie die Schale von Maikop nahelegt, ist dieses Motiv mit der Landschaft selbst wahrscheinlich *nordischen Ursprungs*, d. h. bereits von den Indoariern nach Iran mitgebracht.

Vor allem aber ist eines an diesen landschaftlichen Einritzungen der Maikopvasen indoarisch: daß sie ausgesprochen „heilig" sind. Man sinne nur der Bedeutung der hinter-

[1]) Unter Mitwirkung der Professoren Fehrle, Heberer, Jung, Krickeberg, Neckel, Preuß und des Verfassers dieses Beitrages, herausgegeben von Prof. Dr. A. Baeumler-Dresden. Verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig 1932. Schriftleitung.



Abb. 1. Bronzespiegel aus dem Schosoin, Nara (Japan)



Abb. 2. Landschaft auf einer Silberschale aus dem Maikop'schen Kurgan (Kuban)

einander schreitenden Tiere nach. Sie vollziehen die „Umwandlung", einen Brauch, der der Volkskunde als heute noch in scheuen Ehren stehend bekannt ist, wenn es sich darum handelt, eine Sache, etwa einen Herd oder ein Feld in Besitz zu nehmen. Nach dem Ursprunge dieses Vorganges dürfte auf verschiedenen Wegen gesucht werden; dem Kunstforscher scheint nachgerade jene Deutung wesentlich wichtig, die im hohen Norden den Ausgangspunkt derartiger Kunstbetätigung sucht. Davon später.

Die abwechselnd spitzen und erhöhten Berge haben sich in der altchinesischen Kunst auf Tongefäßen und bronzenen Weihrauchbecken bis in die Zeit um Christi Geburt erhalten, die oben erwähnten Spiegel geben nur einen späten Nachklang. Immer fällt der Zusammenhang mit dem Rund auf, ob es sich nun um die uralten Silberschalen von Maikop, die Gefäße der Han- oder die Spiegel der Tangzeit handelt. Nach Italien wandern solche Vorstellungen vom Iran aus mit den Mosaiken der halbrunden Apsiden, soweit sie landschaftlich gefüllt sind. In Deutschland kommen immer wieder runde Umfrie-



Abb. 3. Heilige Landschaft (Mosaik im Mausoleum der Galla Placidia, Ravenna)

dungen (geflochtener Zaun, Dornen- oder Rosenhag) in Kunstwerken aller Art vor, die in ähnlicher Art das Paradies andeuten, wie es im Stundenbuch von Chantilly erscheint. Die Vorstellung von diesem runden Paradiese geht mit der vom Lebensbrunnen und Lebensbaume zusammen auf die indoarische Völkergruppe und ihre Nachbarn zurück, das geben heute selbst sehr vorsichtige Vertreter der Volkskunde wie Geramb (Z. d. Ver. f. Volkskunde in Berlin 1928, S. 176) zu. Es mag fraglich bleiben, ob die auf den runden Schalen von Maikop dargestellte Umwandlung, die die Landschaft als heilig zu kennzeichnen scheint, etwas mit der urnordischen Vorstellung vom Paradiese zu tun hat.

Ich komme damit wieder auf die Landschaft mit den vier heiligen Bergen (Abb. 1) zurück, die gern um einen fünften herum an den Enden eines Achsenkreuzes erscheinen. Man mag sie im einzelnen deuten wie man will, jedenfalls ist auch diese runde Art Landschaft heilig und dürfte auf ähnliche indoarische Einführung in Asien bzw. auf den hohen Norden zurückgehen. Bezeichnend ist, daß sich Spuren solcher Vorstellungen heute noch in deutschen Landen nachweisen lassen. Ich gebe als Beispiel nur eine einzige, bisher als einschlägig unbeachtet gebliebene Tatsache aus Kärnten (Österreich). Dort liegen im Gebiete um St. Veit (nördlich von Klagenfurt) vier Berge in den Achsen um einen Felsen (heute Schloß Hohenstein) in der Mitte. Am Abend vor dem zweiten Feiertage nach Ostern versammeln sich vor der Kirche auf dem Magdalens- (Helenen-)berge Wallfahrer aus ganz Kärnten zur Vollziehung des „Vierbergerlaufes". Nach der Mitternachtsmesse treten sie mit Fackeln den Weg zunächst nach dem Ulrichsberg, dann auf den Göseberg an, den sie nachmittags ersteigen. Am Abend ziehen sie weiter nach dem Laurenziberg und legen so im ganzen etwa 40 km zurück. Näheres über die dabei im einzelnen zu beobachtenden Bräuche bei J. Graber, Die Vierberger, Carinthia I, 1912, S. 1 f. Am eingehendsten hat sich mit diesen Fragen H. Wirth in seinen beiden Hauptwerken[1]) beschäftigt, dort lese man nach, was sich heute über die Deutung sagen läßt.

Für den Kunstforscher erscheint wichtig, daß bei solchen Berglandschaften in der Bildenden Kunst immer der Fels die entscheidende Gestalt ist, der Fels, der an sich Norden bedeutet (vgl. Schwieger in meinem „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas"). Ein Fels (unten öfter mit zackigem Ufer in Zahnschnittart nach einem Wasserstreifen zu endigend) tritt in aller vom Iran ausgehenden Landschaftsmalerei immer wieder entscheidend auf. Es ist ursprünglich der Weltberg, auf dem das Paradies liegend gedacht wird. In indischen Malereien, altchristlichen Mosaiken, dann in der italienischen und altniederländischen Kunst spielen solche Felslandschaften eine entscheidende Rolle. Bei Leonardo noch in der Grottenmadonna und bei dem deutschen Meister von 1442 in Donaueschingen (Besuch des Antonius bei Paulus) ist das zackige Ufer in ein von Felsen umschlossenes Wasserbecken umgebildet, wie übrigens schon in den Evangelistenmosaiken von S. Vitale in Ravenna.

Ich bleibe zunächst bei dem Rund, in dessen Achsen um einen Fels in der Mitte herum vier Felsen aufsteigen, und bei der Umwandlung. Der einzelne Berg, von einem mächtigen Gebäude gekrönt, der Weltberg mit dem Paradiese, zu dem auch ein überragender Bau gehört, spielt nicht nur in den heiligen Schriften der Iranier und Inder eine beachtenswerte Rolle.

In der altdeutschen Dichtung steht ein solcher Berg im Mittelpunkte der Einbildungskraft, der Mont Salvadsch. Wir können ihn jetzt mit der Parsival- und den übrigen Gralssagen im Iran an der Grenze zwischen Persien und Afghanistan am Ausflusse des Helmand in den Hamunsee festlegen. Heute heißt der Ort Kuh i kuadscha und ist, seit ich ihn 1918 in meinem Armenienwerke zuerst in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung gezogen habe, Gegenstand ernster Untersuchungen (vgl. jetzt auch mein Asien-

[1]) „Der Aufgang der Menschheit", Jena 1928, und „Die heilige Urschrift der Menschheit", seit Ende 1931 in Lieferungen im Verlage Koehler & Amelang in Leipzig erscheinend. Schriftleitung.

werk und mein Werk über die asiatische Miniaturenmalerei). Er dürfte für die Forschung der Zukunft ein Angelpunkt der nach dem Norden und ihren Glaubensvorstellungen ausblickenden Arbeit werden. Für Iran und ganz Asien war er ein Wallfahrtsort ersten Ranges. Ich habe diesen heiligen Berg hier nicht an sich, d. h. wie er heute noch erhalten ist, im Auge, sondern eben nur in der sagenhaften Umbildung, in der er die ganze mittelalterliche Dichtung erfüllt. Darin spielt ein Tempelbau eine ausschlaggebende Rolle, der vielleicht für die Aufklärung der Bedeutungsvorstellung der Umwandlung herangezogen werden kann.

Dem Kunstforscher drängt sich eine Ursprungsannahme auf, die deshalb für ihn naheliegt, weil er sie ähnlich auch für eine bisher kaum anerkannte und schon gar nicht gelöste Frage anwenden muß: der Frage nach Bedeutung und Ursprung dessen, was die deutschen Kunsthistoriker mit Dehio an der Spitze gern als „Zentralbau" bezeichnen, jene strahlenförmige Raumanordnung, die der Leitgestalt der christlichen Kunstgeschichte, dem Richtungsbau der Basilika, so auffallend entgegengesetzt ist. Sie scheint ursprünglich weder Gotteshaus noch Versammlungsraum, sondern eben der Ort der Umwandlung: Eine Kuppel, von Stützen getragen, kennzeichnet die freibleibende Mitte, die um die Stützen herum umwandelt wird. Man lese doch nach, wie z. B. Sulpice Boisserée schon vor hundert Jahren versucht hat, die Beschreibung des jüngeren Titurel vom Gralstempel im Bilde wiederzugeben; er hat berechtigten Widerspruch gefunden, obwohl wir erst jetzt den Kunstkreis kennen, von dem bei dem Versuche einer Wiederherstellung ausgegangen werden muß: nicht vom gotischen, wie Boisserée annahm, sondern vom altarmenischen Kirchenbau oder noch besser vom iranischen Feuertempel. Man vergleiche damit auch die Beschreibung des achteckigen Schlafhauses von Oesterdalen in Holz mit eingestellten acht Masten, wie es in der Edda beschrieben wird, und endlich die unzähligen Baubeschreibungen, wie sie schon in griechischen Romanen, aber auch in den Veden und im Avesta von dem den Weltberg krönenden Bau im Paradiese geliefert werden. Ich kann auf alles das hier nicht eingehen. Immer handelt es sich, mehr oder weniger unverstanden, um einen Kuppelbau mit eingestellten Stützen, wie ihn die Kunsthistoriker am besten von Italien aus, dort immer als Fremdkörper, kennen, also im Anschluß an S. Costanza bei Rom, S. Vitale in Ravenna oder S. Lorenzo in Mailand, um nur die wichtigsten dieser eigenartigen altchristlichen Kuppelbauten zu nennen, die jetzt erst von Iran und Armenien aus verständlich werden, vor allem auch ihr ursprünglicher Zweck, der der Umwandlung.

Diese Umwandlung ist es nun, die zusammen mit dem Rund und dem in die Höhe strebenden Fels und seinen Bauten (vgl. die neuentdeckten Mosaiken in der großen Moschee von Damaskus) Anlaß zu Überlegungen gibt, die nur vom hohen Norden aus verständlich werden. Schon die Bedeutung der Morgenröte in den Veden, in denen sie nicht wie üblich die bekannte Tageszeit, sondern eine dreißig Tage dauernde Jahreszeit ist, weist diesen Weg. Nur jenseits des 66. Breitengrades können solche Vorstellungen in breiter Schicht entstanden sein, da, wo man den arktischen Winter über sehnsuchtsvoll auf die ersten Spuren des Lichtes und der Wärme wartet und dann nach dem Monate der Morgenröte doch nur einen Sommer erlebt, in dem die Sonne nicht etwa an einem Punkte aufsteigt, um richtungnehmend im lotrechten Halbkreise ihren Lauf zu einem andern Punkte des Gesichtskreises zu vollziehen, sondern wo sie eben — und darauf scheint es mir anzukommen — den wagrechten Gesichtskreis am Rande umwandelt.

Das ist die Erscheinung, die m. E. den Ausgangspunkt aller Vorstellungen bildet, in denen das Rund und die Umwandlung eine unausweichliche, daher immer wiederkehrende Grundform des Bauens und Ausstattens bildet. Ausschlaggebend ist die Kuppel, in der sich wie im Schlafhause von Oesterdalen eine Hvarenah-Landschaft dargestellt findet, dann die Masten oder Stützen, die den mittleren Raum umschließen und von der Umwandlungsbahn abtrennen. Ob solche Bauten nun rund, achteckig oder quadratisch in der

Stützenstellung oder davon unabhängig in der Außenumfassung sind, darauf kommt es nicht an.

Der Norden, ganz Osteuropa, Armenien und Iran, also der Raum der — wie ich es nenne — indogermanischen Hauptachse, sind erfüllt mit solchen Bauten, sie mögen nun norwegische Stabkirchen des Mittelalters oder altchristliche Kirchen in Armenien oder orthodoxe in Osteuropa, Slaventempel oder Feuertempel, Stupen oder Krypten sein. Jedenfalls herrschen die strahlenförmigen Bauten, die ursprünglich aus dem Zweck der Umwandlung heraus entstanden zu sein scheinen, in der Richtung der indoarischen Wanderung ähnlich beharrend vor, wie bei uns in Westeuropa, vom Mittelmeerkreise ausgehend, die Basilika, deren Richtungsachse ursprünglich wahrscheinlich nicht weniger mit dem Sonnenlaufe zusammenhängt wie das Rund und die Umwandlung. Nur ist diese langgestreckte Gestalt südlich des 66. Breitengrades entstanden.

In einem Aufsatze der Zeitschrift „Mannus" habe ich 1932 auf Spuren in den Hünengräbern von Zeven bei Bremen hingewiesen, die darauf schließen lassen, daß solche Kuppelbauten mit eingestellten Stützen schon in der Zeit der indoarischen Wanderungen im Norden in Holz bestanden haben müßten.

Häufiger als die oben besprochenen Vierbergegruppen finden sich Örtlichkeiten mit zwei Bergen, die zu Seiten eines Tales oder einer Bucht im nordischen Glauben eine Rolle spielten. Ich wurde zuerst bei den Altslaven auf diese Tatsache aufmerksam; überall in ihrem Gebiete (vgl. meine „Altslavische Kunst") finden sich solche Zweibergeglaubensstätten, auf einem Berge hat das Gute, auf dem andern das Böse seinen Sitz. Die gleiche Auswahl fand sich dann sehr häufig in der iranischen Landschaft und schließlich auch bei den Germanen. Eine solche Zweiteiligkeit der Landschaft kündigt sich schon in der Maikoplandschaft an, einmal in den beiden erhöhten Bergen inmitten der spitzen Ketten, dann aber auch darin, daß die eine Reihe der Tiere die Berge oben, die andere das Wasser unten umwandelt. Auch in dem Mosaik mit dem Guten Hirten im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna (Abb. 3) ist die Landschaft aus zwei Bergketten gebildet. Vor allem aber kündigt sich diese Art des Denkens in der Zweiachsigkeit im Bauen noch des Mittelalters als eine nordische Überlieferung an, der Ginhart näher nachgegangen ist. Sie mag ursprünglich mit der Firstsûl zusammenhängen, die im volkstümlichen Bauen eine entscheidende Rolle spielte und in den Bedeutungsvorstellungen des Nordens immer wiederkehrt (Weltsäule).

Wo immer nordische Einschläge vermutet werden dürfen, da müßte die Höhe durchschlagend sein; der Weltberg, die Weltsäule und ähnliche Vorstellungen sind dafür von vornherein kennzeichnend — selbst noch in der darstellenden Kunst der Spätzeit und der Landschaft im besonderen. Wir haben ganz verlernt, auf solche Dinge zu achten, trotz aller Gotik, weil wir immer wieder von der Antike und der italienischen Kunst aus in die Betrachtung eintreten. Der Nordstandpunkt erscheint der Wissenschaft vorläufig immer noch als „chauvinistisch". So wissen die Kunsthistoriker nicht genug zu erzählen von der Großtat, die die Italiener vollbracht hätten, indem sie den Raum in seiner Tiefenausdehnung darzustellen „erfanden", bis ihnen dann die sog. Perspektive als endgültige Lösung einfiel. Dabei bleibt ganz unbeachtet, daß die Tiefenvorstellung wie die Richtungsachse der Basilika nur eine Art des Raumsehens ist, die andere aber sich in die Höhe aufbaut. Wenn nicht so ungeheuer viel von der Kunst des eigentlichen Asien und des ursprünglichen Europa verloren wäre, dann würden wir das Übereinander, wie es in allen Landschaften von Maikop bis Leonardo herrscht, als ausgesprochen urnordisch empfinden. Man könnte letzten Endes an den Gegensatz von Lebensanschauungen im lotrechten und wagrechten Sinne denken.

Wenn niemand anderes es tut, so wird der Kunstforscher anfangen müssen, die von der Natur gegebene Landschaft von verschiedenen Gesichtspunkten aus planmäßig

im Zusammenhange zu betrachten. China hat dafür zuerst entscheidende Anregungen gegeben, Baukunst und Landschaft sind dort so innig in eine bedeutungsvolle Einheit verbunden, daß von Ostasien aus der Sinn für derartige Fragestellungen geweckt wurde. Vor allem aber ist es die älteste sinnbildliche und später mit der Darstellung verknüpfte oder der Natur abgelauschte selbständige Landschaftsmalerei, die solche Gedankengänge in immer wachsendem Maße aufscheinen läßt.

Schätze der Scholle

Ehrfurcht und Forschung. Aus einer „Instruktion für die Leiter und die Arbeiter bei der Untersuchung alter Grabhügel und Furchengräber", die der verdiente Oberst a. D. v. Cohausen vor fast zwei Menschenaltern veröffentlichte, entnehmen wir folgende Sätze:

„Grabhügel und Wallburgen sind die ältesten Denkmäler der deutschen Vorzeit, die wir besitzen, sie sollten daher heilig gehalten werden gegen jegliche Zerstörung. Da wo dies durchaus nicht zu umgehen ist oder wo durch ihre Untersuchung ein wirkliches wissenschaftliches Ergebnis erreicht und dieses unmittelbar durch Veröffentlichung in Schrift und Zeichnung wieder zum Gemeingut und zur Kenntnis der Vorzeit verwendbar gemacht wird, muß dieser Zweck wenigstens auch wirklich erreicht werden.

Es ist Sünde und unwürdig, einen durch Jahrtausende geheiligten und gewissermaßen fideikommissarisch bis auf uns gekommenen Grabhügel mutwillig, als Ziel einer lustigen Landpartie zu durchwühlen und dadurch zu verderben. Die Untersuchung eines Hügelgrabes ist keine so unterhaltende, im Lauf eines schönen Sommertages, beim Klang der Gläser so nebenher mit ein paar Arbeitern abzumachende Sache. Von dem, der sie leitet, ist Aufmerksamkeit und Ausdauer und dabei die Fähigkeit, zu zeichnen und zu messen, und die Bereitschaft zu verlangen, das Ergebnis zu veröffentlichen. Denn für seine Brieftasche oder zur Befriedigung der Neugierde eines fröhlichen Zuschauerkreises ist die Sache zu heilig." Herr v. Cohausen gibt dann eine ausführliche und sorgfältige Anweisung für die Untersuchung alter Grabhügel und fährt dann fort:

„Wer aber nicht so viel messen und zeichnen kann, als hier verlangt ist, den möchten wir bitten: ‚Laß die Toten ruhen!'"

„Immer aber bedenke man, daß man nicht für sich, nicht zur Befriedigung der eigenen Neugierde die Ruhe der Toten stört, ja eine Urkunde zerstört, sondern daß es geschieht mit der Absicht und mit den Mitteln, durch Veröffentlichung der Tatsachen die Kenntnis und das Material zur Kenntnis der Vorzeit größeren Kreisen zugänglich zu machen —"

Ein frühbronzezeitlicher Grabhügel bei Boitzen, Kr. Zeven. Von Hans Müller-Brauel, Zeven. (Schluß aus Heft 1, S. 24.)

Es sind bei diesem Hügel demnach zirka 5 Zentimeter für die Abplaggung anzusetzen. (Somit kann die Humusschicht einschl. der Grasnarbe erst nur recht schwach gewesen sein, — was wiederum mit Beobachtungen, die ich machen konnte, stimmt, derzufolge man die Hügel mit Vorliebe in einer Gegend erbaute, wo noch kein Bewuchs die Erbauung erschwerte.)

Das **Betten der Leiche** oder des Baumsarges auf besonders aufgebrachtem, weißem Sande, oder wie hier auf natürlichem weißem Sande, ist mir weiter ein bestimmendes Indizium für die Zugehörigkeit bestimmter Gräber zu dem Volke der Schnurkeramiker geworden. So sind ungemein viele Urnengräber der jüngeren Bronzezeit und noch der auffolgenden germanischen Eisenzeit stets so eingesetzt, daß der Boden der Urne auf dem weißen Sandgrund steht, oder daß der knochenleere Raum innerhalb der Urne mit weißem Sand gefüllt wurde, oder daß innerhalb der Urne die Knochen rings mit weißem Sande umgeben wurden. Alle derartig angelegten Gräber gehören aber, soweit meine Feststellungen reichen, diesem Volke der Schnurkeramiker, bzw. ihren Nachkömmlingen an.

Die Einteufung für das Baumsarggrab war genau im Boden zu erkennen, sie maß genau 2 Meter in der Länge, 1 Meter in der Breite. Nach unten hin war die Grabgrube rundlich. Innerhalb der Grube zeigte sich eine deutliche Verfärbung von zirka 1,80 Meter Länge zu 70 Zentimeter Breite,

— ganz augenscheinlich rührte sie von einem völlig aufgelösten Baumsarge her, der zur Totenbestattung verwandt war. Unterhalb dieser dunkelgrauen Verfärbungszone fand sich noch zirka 15 Zentimeter rein weißer Sand, dann folgte Schottersand mit sehr viel kleinen Steinen.

Im Westen der Grabanlage stand ein einzelner aufrechter Stein von zirka 35 Zentimeter Höhe, eine Grabstele. Auch solche habe ich des öfteren in Gräbern dieser Art beobachtet, so besonders schön und charakteristisch auf den völlig gleichartigen Gräberfelde von Avensen-Everstorf, Kr. Harburg/E. In jüngeren Zeiten vertritt ein starker, bis zu 20 Zentimeter dicker Holzpfahl, der auch stets im Westen steht, die Stelle der steinernen Stele.

Die Funde des Grabes. Die Untersuchung des Grabes ergab zwei Beigaben. Nicht ganz in der Grabmitte (wenn man sich hinlegte, so genau in der Gürtelgegend) fand sich ein kleiner Bronzespiralring von 3—4 Millimeter Dicke. Die einfachste Beschreibung lautet: ein zweimal um den Daumen gewickelter Bronzedraht. Am Ostende des Grabes, also am Fußende, fand sich ein schön geschlagenes Messer aus hellgrauem Feuerstein, 7,3 Zentimeter lang mit 3 Zentimeter größter Klingenbreite. (Hart an der äußersten Nord-Einteufungsgrenze fand sich noch ein 4 Zentimeter langes Bruchstück eines solchen Messers. Es lag nicht im Grabe, aber 40 Zentimeter tiefer als der Urboden, — es handelt sich somit um ein zufällig bei der Bestattung verlorenes Stück.)

Spiralringe, wie diesen, hat man bislang als Lockenringe angesehen. Hier lag er bestimmt in der Gürtelgegend, und so habe ich auf der Tagung des Verbands für Nordwestdeutsche Altertumsforschung, Cuxhaven (Ostern 1932), die Vermutung ausgesprochen, ob es nicht ein Gürtelhalter einfacher Art — denken wir uns eine Lederschlaufe zum Überhaken dazu — gewesen sein könnte. Mir ist eingewandt worden, die Lage in der Gürtelgegend schließe nicht aus, daß es ein Lockenhalter sei, wir hätten Fälle, wo der abgetrennte Kopf der bestatteten Leiche aus irgendwelchen uns unbekannten Gründen in den Schoß gelegt sei, das könne auch hier der Fall gewesen sein. — Ich kann mich zu solchen Ansichten nicht bekennen — gerade die Beobachtung kleinster Details zeigt immer mehr die pietätvolle Herrichtung der alten Gräber.

Etwa in der Mitte zwischen Steinkranz und dem Westende des Grabes hat der Besitzer Kücks an zwei etwa 1 Meter voneinander entfernten Stellen je eine Anzahl verzierter Scherben gefunden. Sie zeigen den gelbroten Ton der Endsteinzeit oder der frühen Bronzezeit. M. E. gehören sie 2—3 verschiedenen Gefäßen an, die meisten Bruchflächen sind alt. Soviel ich sehe, paßt keine Scherbe an die andere — wir können also in diesen Scherben ein sog. Scherbenopfer sehen, wie solches in schnurkeramischen Grabhügeln des öfteren beobachtet ist. Auch der Umstand, daß diese Scherben im Westen, hinter dem Kopfe des oder der Bestatteten niedergelegt wurden, deutet auf ein Scherbenopfer hin. In gleicher Weise gelagert, fand ich derartige Scherben in gleichalterigen hierher gehörigen Gräbern zu Wangersen, Kr. Stade, Ehestorf, Kr. Zeven und im Leistruper Walde unweit Detmold.

Die Höhe des Hügels über dem Grabe betrug genau 1,15 Zentimeter. Das Profil war so: von oben nach unten gemessen zuerst die 35 Zentimeter starke dunkle Oberflächenrinde, die alle unsere Grabhügel haben, dann eine harte Ortstein(oder Schwarzortstein-)schicht von 5—7 Zentimeter Dicke, anschließend eine Plaggenschichtung von 30 Zentimeter Dicke und ab da bis zur Sohle des Hügels loser, weicher, gelbgrau-weißlicher Sand.

Das Totenfeuer. Als die Untersuchung des eigentlichen Grabes bereits beendet war, brachte der Hügel noch eine Überraschung: unmittelbar vor dem Ostende des Grabes hatte Kücks beim Abfahren noch ein Stück Hügel unberührt stehen lassen. Als wir zuletzt auch diesen Teil abtrugen, zeigte sich darin (30 Zentimeter unter der Oberfläche beginnend) eine gut gebaute Steinpackung von etwa 1 Meter Durchmesser bei zirka 40 Zentimeter Höhe. Zu oberst war sie in sorgsamster Weise mit platten Steinen meist dünnerer Art zugedeckt, seitlich standen aufrechte Steine oder waren zwei Schichten aufeinandergelegt, so daß ein brunnenartiger Schacht entstand.

Nach Freilegung der ganzen Anlage erwartete ich hier eine nachbestattete Urne, wie sie in vielen schnurkeramischen Grabhügeln als Nachbestattung sich findet (und zwar soweit meine Beobachtungen reichen, nur in Grabhügeln der Schnurkeramiker oder in Hügeln, die von den Nachkommen dieser erbaut wurden). Aber statt einer Urne enthielt diese Steinsetzung nur Holzkohlen. Deutlich waren noch lange Scheite aus Eichenholz von 70—80 Zentimeter Länge, bei 10—15 Zentimeter Breite, erkennbar. Die sorgfältige Einlagerung dieser Scheite war deutlich feststellbar.

Was war das? Es sind die Kohlenreste eines Totenfeuers, das hier bei

den Totenfeierlichkeiten einst brannte, — ein „heiliges“ Feuer, dessen Reste man so achtete, daß man sie in so sorgsamer Weise schützte. Es müssen somit die Totenfeuer im Grabrituale unserer Vorfahren eine große Rolle gespielt haben.

Denn dies ist nicht der erste derartige Fund, den ich in Hügeln, welche den schnurkeramischen Siedlern, die aus dem Thüringischen zu uns kamen, machen konnte. Das sehr wichtige Gräberfeld von Ehestorf zeigte eine derartige, in schützender Weise von einem Holzpfahlkreise eingehegte, Kohleneinlagerung am Außenrande des eigentlichen Innenhügels, bei den Eichheistern bei Heeslingen im Kr. Zeven war eine solche größere Kohleneinschüttung von einem eigens dafür gemachten Pfahlzaun am Westrand des Hügels eingehegt. Im „Brunen Barg“ zu Heeslingen, in einem Hügel zu Wangersen, in Grabhügeln zu Ostereistedt, Godenstedt und Hepstedt (Kr. Zeven) sowie in den bereits erwähnten Hügeln von Avensen-Everstorf fanden sich derartige zweifellos absichtlich eingelagerte, wenn auch nicht besonders eingehegte Kohlenanschüttungen.

Die wertvollste Beobachtung nach dieser Seite hin hat aber kürzlich stud. Kersten-Stade gemacht, der im Auftrage des Kieler Museums einen großen Grabhügel bei Grünthal-Tesperhude unweit Hamburg am Elbufer ausgrub. Der Hügel enthielt mehrere Gräber, welche etwa der Zeit von 1800 bis 1500 v. Chr. angehören. Das älteste Grab, dessen Bronzebeigaben auf die Zeit von 1800 v. Chr. weisen, hatte eine Größe von zirka 50 Quadratmetern. Dieses große Steinpackungsgrab enthielt 2 Baumsarggräber, wohl Mutter mit Kind. Es war überlagert von gewaltigen Mengen von verbrannten Holzscheiten, oft in erkennbarer doppelter Lagerung. Um das Grab aber fanden sich 12 je einen Meter hohe brunnenschachtartige Steinsetzungen, in denen augenscheinlich einst starkes Feuer gebrannt hatte.

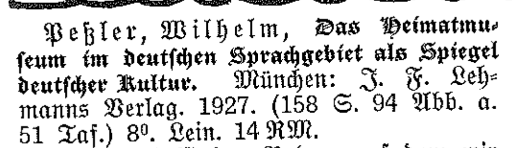
Die Untersuchung ergab, daß in diesen Schächten bei der Totenbeisetzung einst große Holzbottiche gestanden hatten, welche mit Birkenholzteer oder ähnlichen brennbaren Massen angefüllt gewesen waren, so daß lodernde Feuersäulen um das Grab gebrannt hatten. Eine derartige Anlage ist bisher noch niemals gefunden worden. Sie ist im Kieler Museum in meisterlichen photographischen Aufnahmen festgehalten. — Hier läßt die Größe und Kostspieligkeit der ganzen Anlage einen Rückschluß auf die große Rolle zu, welche in der frühen Bronzezeit die Totenfeuer spielten. Es handelt sich bei all diesen Feuern nicht um Feuer, welche einst zur Verbrennung der Leiche dienten, sondern um zeremoniale Feuer, um Feuer, die in feierlicher Weise zur Ehrung des bestatteten Toten abgebrannt wurden. Die bei dem hier beschriebenen Hügel beobachtete Einlagerung und namentlich die Zudeckung der übrig gebliebenen Holzkohlen des Totenfeuers ist die sorgsamste, die mir je zu Gesicht gekommen ist.

Zeitlich ist der Grabhügel in die Jahre 2000—1900 v. Chr. zu setzen, und wahrscheinlich als Frauengrab anzusehen.

Steinkammern im Wattenmeer. Die „Flensburger Nachrichten“ berichten, daß der Sylter Landwirt Jens Mungard aus Keitum unweit des seit längerem bekannten Middelmarschhoogs, einer Grabkammer von beträchtlichen Ausmaßen, unter der Abbruchkante eine neue kleine Steinkammer entdeckt habe. Die Tragsteine stehen noch in der ursprünglichen Stellung, ebenso ein Deckstein. Noch füllen Sand und Schlick die Kammer, aber eine oberflächliche Grabung hat bereits Reste von Irdenzeug an den Tag gebracht. Außerdem ist weit draußen im Wattenmeer ein bisher unbekanntes Steingrab gefunden worden. Wenn auch die Decksteine, wahrscheinlich durch Eisgang, beträchtlich verschoben sind, ist die Anlage der Grabkammer noch klar erkennbar. Leider ist die Fundstätte nur etwa eine Stunde bei niedrigem Wasser sichtbar.

Wer mit offenem Blick die heutige Entwicklung beobachtet und sich durch die geräuschvolle Oberfläche des täglichen Lebens nicht betören läßt, sondern mitfühlend dem unter der Oberfläche langsam Wachsenden und Heranreifenden nachspürt, der wird gewahr, daß es allerorts zu sprießen und zu treiben beginnt, daß Jahrhunderte lang verborgene Quellen im Deutschen Volkstum wieder zu fließen anfangen. Unser altes echtes Geisteserbe, das hohe Wissen unserer Vorfahren, wird wieder lebendig. Mit Staunen gewahrt der eine oder andere, welche Schätze überall noch der Hebung harren und sich uns offenbaren wollen. Und wenn er tiefer in dieses Reich der Wunder eindringt, so erlebt er zu seiner großen Überraschung, daß er überall Gesinnungsgenossen findet.

Rudolf John Gorsleben in „Hoch-Zeit der Menschheit“



Die Bücherwaage

Peßler, Wilhelm, **Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur.** München: J. F. Lehmanns Verlag. 1927. (158 S. 94 Abb. a. 51 Taf.) 8°. Lein. 14 RM.

„Heimat ist der Boden, auf dem wir erwachsen sind und in dem unsere Toten ruhen; Heimat ist die Luft, die wir und unsere Kinder atmen; Heimat ist das Haus, in dem wir geboren sind, und die Kirche, in der wir getauft sind. Heimat ist die Gemeinschaft der Menschen, in welcher wir wirken; Heimat ist die Geschichte unserer Vorfahren mit ihrer Arbeit und ihrem Kampfe; und ebenso ist Heimat die Zukunft des Volkes, dem wir angehören und zu dienen berufen sind. Daher heißt Heimat haben nicht nur Wissen, sondern auch Wollen und Wirken; daher heißt Heimat haben nicht nur die Heimat und ihre Schönheit und Bedeutung loben, sondern sie lieben und für die Heimat, ihre Schönheit und Bedeutung leben.“

Dieser Abschnitt aus der Einleitung zeigt deutlich, welche Aufgabe dem Heimatmuseum gestellt ist: den Zusammenhang mit der Scholle zu wahren und zu wecken, dieses Verbundensein, das durch die mechanistische Zivilisation der Großstadt zerstört worden ist. Die Besinnung unseres Volkes auf sein eigenes Wesen und auf dessen Werte nimmt erfreulicherweise immer mehr zu, und damit steigert sich auch die Wertschätzung der Heimatmuseen. Eine Durchsicht der „Liste der Heimatmuseen im deutschen Sprachgebiet“ zeigt, daß inzwischen schon manche Neugründungen erfolgt sind. Diese Lehrlinge und Gesellen brauchen einen Meister, und der ist ihnen mit dem Buche des verdienstvollen Leiters des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover gegeben. Es behandelt zunächst Ziel und Aufgabe der Heimatmuseen, die Pflichten der verschiedenen Behörden, die Anteilnahme der Bevölkerung, die Hauptformen des Heimatmuseums. Dann folgen die beiden praktisch bedeutsamsten Hauptstücke „Das Sammeln“ (S. 33/79) und „Vorführung im Museum“. Was gesammelt werden soll, wie es zu geschehen hat, ist zu wissen besonders wichtig, aber was nützen die Schätze, wenn man sich nicht an ihnen erfreuen kann? Die Vorführung soll zweckmäßig, eindrücklich und genußreich sein. Der Besuch eines neuzeitlichen Museums ist keine anstrengende Bildungsverpflichtung mehr, er gibt Freude, Antrieb. Wie ruhevoll kann man heute die Sammlungen im ehemaligen Katharinenkloster in Stralsund beschauen, welch schöne Zusammenstellungen haben das Vaterländische Museum in Hannover und die entsprechende Abteilung der Halleschen Landes-Anstalt, die sich noch besonders dadurch verdient macht, daß sie alten Brauch lebendig neu erstehen läßt, „um für Stadtgebundene Verständnis vorzubereiten für den unvergänglich reichen Schatz der noch lebenden Sitten und Bräuche“. — Die restlichen Abschnitte behandeln die Förderung der Volksbildung durch das Heimatmuseum, das H.-M. im Dienste der Wissenschaft, Museum und Denkmalpflege, Neubelebung heimischer Überlieferung, Zusammenarbeiten mehrerer Museen. Die schon erwähnte Liste umfaßt 32 Seiten. — Die Bildtafeln sind von erfreulicher Mannigfaltigkeit und schön im Druck. In ihnen ist auch die Urgeschichte gut vertreten. Wir wünschen, daß das Buch recht nachhaltige Wirkung habe.

Einem der allerjüngsten Heimatmuseen, dem in Horn i. L., dessen Räume in der Burg im vergangenen Herbste eingeweiht wurden, hat die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte das Peßlersche Buch als Patengeschenk übermittelt.

Suffert.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 7, Text S. 289—336, Anmerkungen S. 33—48, Tafel 271—302. Gr. 4°. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1932. (Schluß aus Heft 1.) Ein Hymnus an den alten Sumerergott Enlil, dessen Eigenschaften zum Teil später von dem babylonischen Schamasch übernommen wurden, ist in sumerischer und assyrischer Fassung abschriftlich aus dem 1. und 3. (!) Jahrtausend v. Chr. erhalten; darin heißt es: „Die Türen des Himmels verrückst du, den Riegel des Himmels ziehst du heraus. Den Verschluß des Himmels zerschneidest du, das Schloß des Himmels reißest du heraus.“ Ein heute noch bei beiden christlichen Konfessionen gebräuchliches Adventslied lautet in der mir vorliegenden Fassung: „O Heiland, reiß die Himmel auf;

herab, herab vom Himmel lauf; reiß ab vom Himmel Tür und Tor, reiß ab, wo Schloß und Riegel vor!" Ein anderer zweisprachiger Hymnus, dem babylonischen Vorstellungskreise angepaßt, lautet ganz ähnlich: „Großer Held, wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst, Mächtiger Held Babbar (Schamasch), wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst, Wenn in das Schloß des glänzenden Himmels den Schlüsselpflock du steckst, Wenn den Riegel des strahlenden Himmels du lockerst, Wenn die große Tür des strahlenden Himmels du öffnest, Die hehre Pforte des glänzenden Himmels du wegrückst, Dann huldigen Anu und Bel voll Jubel dir" (Wirth, S. 322).

Das geistesgeschichtlich Außerordentliche an diesen Zusammenhängen ist nicht mehr so sehr die Tatsache, daß ein vor fünftausend Jahren in Vorderasien lebendiger Hymnus ohne erkennbaren Überlieferungszusammenhang im Norden weiterlebt, als vielmehr folgendes: eine im Norden entstandene religiöse Vorstellung wandert zum Osten und wird in ihrem nordischen Ursprungsland wieder lebendig, nachdem ihre tragende Rasse längst versunken und verschollen, und nachdem die schriftliche Überlieferung, vom Wüstensande überdeckt, nur durch die von neuem erobernd und forschend vordringenden Nordvölker der Vergessenheit entrissen worden sind. Und ganz sinngemäß ist das ursprünglich auf den Jahresadvent gedichtete Lied, im Orient auf den Tageslauf umgedeutet, im Norden wieder auf den Jahresadvent bezogen worden: und nur durch den nordischen Ursprung ist es zu erklären, daß wir in diesen Liedern heute unser uraltes winterliches Jahreserlebnis in einer religiös befriedigenden Weise ausgedrückt finden. Der aus dem Erdreich wiedergeborene Heiland, der Mannus terra editus bei Tacitus, erscheint in demselben Liede: „O Erd', schlag aus, schlag aus, o Erd', daß Berg und Tal grün alles werd'; o Erd', hervor dies Blümlein bring, o Heiland aus der Erden spring (terra editus!)"; die weiteren Strophen gehen ganz eindeutig auf die Anschauung von der nach der Jahresnacht wieder aufsteigenden Sonne zurück: „O komm, o komm vom Himmelssaal (‚wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst') ... o Sonne, geh auf! ohn' deinen Schein wird Finsternis ohn' Ende sein." So ist auch in der indischen Überlieferung die „Mutter Erde" die „Geburtsstätte des Agni", des Gottessohnes und Weltlichtes, von dem es in Rigveda (X, 18) heißt: „Tu dich auf, Erde... Wie eine Mutter ihren Sohn mit dem Gewande, so umhülle du ihn, Erde." (Wirth, S. 379.)

Einige weitere Zusätze mögen Wirths Darlegungen ergänzen. Der Widder, der (S. 306) im nordischen Stabkalender an der „Mittsommerstange" erscheint, dessen Fell von den Tscherkessen am Eliastage an einer Kreuzstange in T-Gestalt getragen, hat seine Entsprechung in dem von Paulus berichteten langobardischen Brauche: ein Ziegenfell wurde an einer Stange aufgehängt, und die vorbeistürmenden Reiter suchten Fell und Pfahl mit der rückwärts geschleuderten Lanze zu treffen. Es scheint, daß in der Verbindung mit dem Speere die von Wirth (ebd.) vermutete Formelverbindung der Mitsommerstange mit dem ↑ zum Ausdruck kommt. Bei Caesarius von Heisterbach wird noch von einer Sommerfeier berichtet, bei der ein bekränzter Widder die Hauptrolle spielt (12. Jhd.). — Der Eber, der die Sonne in den Bergen oder im Walde tötet, gehört zu der alten Symbolik von der zwischen den Bergen sinkenden Sonne; mythisiert ist er in der antiken Sage von Adonis, der auf dem Jagdzuge im Walde vom Eber getötet wird, und in der ganz merkwürdig in den Hauptzügen übereinstimmenden Siegfriedssage; hier ist allerdings der Tod durch den Eber nur in der Form des vorhergehenden Angsttraumes der Kriemhilde erhalten, während der Mord im „Odenwalde" an der „Quelle" sehr alte mythische Züge aufzuweisen scheint.

Zu dem Motive von den zusammenschlagenden Bergen (Klazomenoi, Hnitbjörg) sei an die Sage von dem Schäfer im verwunschenen Berge erinnert, dem bei seinem Entweichen aus dem Berge noch die Ferse abgeschlagen wird (Wirth, S. 326). Dies Motiv kehrt in der Algonkin-Mythe von dem Kulturheros wieder, der das Lebenswasser durch einen engen Durchgang hindurch holen muß, der von zwei ungeheuren Hunden bewacht wird. (Wirth, S. 331 f.) In ganz ähnlicher Weise kommt in dem Grimmschen Märchen vom „Wasser des Lebens" der Held durch ein Tor, das von zwei Löwen (die orientalische Form des Hundes) bewacht wird.

Eremita.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 8: Text S. 337—400, Textabb. 59—69, Tafel 303 bis 334. Leipzig: Koehler & Amelang 1932. Gr. 4°.

Das **12. Hauptstück** (schon in Lieferung 7 begonnen), bringt wieder ein wichtiges Motiv, die „Himmelsleiter". Die Verbreitung und Geschichte dieses Motives zeigt wiederum mit außerordentlicher Deutlichkeit, welches Alter religiöse Vorstellungsbilder haben, die von uns als scheinbar unverständlich übernommen und weitergegeben werden. Das Motiv der Himmelsleiter, das uns biblisch aus dem Traume Jacobs bekannt ist, ist begrifflich und sprachlich in der Symbolik des „Rimstab-Kalenders" nachzuweisen (Wirth, S. 333 f.). Wenn „rîm" nach Wirths Annahme mit „ram" (Säule, Stütze, aber auch „Rahmen", daneben „Widder") zusammenhängt (mit Bezug auf den Tragbalken in „rammen" erhalten), so mag dieser „Rahmen" semasiologisch mit dem „Rade" oder dem „Wiel" übereinstimmen, die wir bereits als Symbole des vollendeten Jahreskreises und damit der Winterwende ermittelt haben. Ist der „ram" als Balken die Mittelachse dieses „Rahmens", die vom Punkte der „Vollendung" in der Winterwende zum Punkte der Jahresmitte in der Sommerwende aufragt? Das würde zu überraschenden, wenn auch zunächst hypothetischen sprachlichen Gleichungen führen. Denn dann entspräche dem „ram" als Winterwende oder Winterzeit der „rîm" = „Reif" als Erscheinungsform dieser Winterzeit, wobei „rîm" eine alte Nebenform von „rîfe" = „winterlicher Reif" darstellt.

Ob sich von da eine sprachliche und begriffliche Brücke zu „Reif" in der andern Bedeutung als „Reifen", „Radkranz" schlagen läßt, sei dahingestellt; vermerkt werden muß dabei freilich, daß der Vokal hier ein anderer ist, als dort (altes ai statt î). Annehmbar ist Wirths Vermutung, daß der älteste Rimstab der mit Kerben oder Sprossen versehene Baumstamm, der Steigbaum war, was Wirth an einer sprachlichen Reihe die vom griech. „stoicheion" = „Sonnenuhrstange", „Gang des Schattens der Zeigerstange" und „Buchstabenreihe", bis zum krimgotischen „stega" = 20, und dem englischen „score", „Kerbe", und „20" reicht, anschaulich belegt.

Ich möchte hinzufügen, daß bei der Räderuhr das „Steigrad" jenes Rad ist, das unmittelbar in das Perpendikel eingreift; ursprünglich bedeutet es zweifellos das „mit Kerben versehene Rad", die Urform des Zahnrades: hier erscheint noch unmittelbar der regelmäßig eingeteilte Kreis, das „Stoicheion". In Samojedenkulten ist der mit Kerben versehene Weltbaum, ein Birkenstamm mit dichtem Laube, noch im Gebrauche; er hat 9 oder 7 Kerben, und der Himmelsgott heißt darum der „siebenkerbige" (Wirth, S. 334 f.). Hier hat uns die Mystik wiederum ein uraltes Bild in wunderbarer Klarheit erhalten; in den Werken der Hadewych (Ausg. von Plaßmann, Hannover 1923, S. 75 f.) kommt die Seherin an den mittleren von sieben Bäumen, „der hatte die Wurzeln aufwärts und den Gipfel nach unten gerichtet". Das ist der Sechsbaumaltar mit dem siebten Baum in der Mitte; dieser entspricht dem „Weltbaum", der dem Gesetz der Umkehrung unterliegt (ᛦ); inmitten dieses „Haines" sitzt denn auch der „Deus sex arbores"; der „Engel" aber spricht zu der Seherin „Meisterin, die du diesen Baum vom Anfange an bis zum Ende zur tiefen Wurzel des unbegreiflichen Gottes hinaufklimmst, versteh, wie dies der Weg der Beginnenden zur Ausdauer der Vollendeten ist." Das uralte Jahresmysterium ist hier, auf biologisch reinrassigem Boden, als Mysterium des Innenlebens wieder erwacht.

Die gleiche Vorstellung ist in der ägyptischen Überlieferung von den „hpw—t", den „Kletterbäumen des Amon-Min" bewahrt (Wirth, S. 338), und zwar in Verbindung mit dem Sonnenmysterium: „N.N. steigt hinab an der hpw—t, nachdem er auf der Leiter aufgestiegen ist" (ebd.). Die Leiter ist in mittelalterlichen Erbauungsbüchern als allegorisches Bild für den Aufstieg in den Tugenden zu finden, worüber ich anderswo berichten werde. Übrigens entspricht die löwenköpfige ägyptische „Wegöffnerin" (Wirth, S. 339) genau der hundsköpfigen Hekate als „Wegegöttin (einodié) im orphischen Hymnus.

Wiederum finden wir in christlicher Überlieferung die Symbolik der Himmelsleiter und verwandter Ideogramme in typischer Übertragung auf den christlichen Gott wieder: es handelt sich um die uralte Kreuzesmystik, die hier erkennbar auf das Jahreskreuz (+) und die verwandten Formen zurückführt. Der alte Hymnus „Crux ave benedicta" enthält mehrere dieser Bilder, auf das Kreuz Christi übertragen, das ja auch im Frühchristentum Germaniens mit alten „heidnischen" Vorstellungen vom Weltbaum verschmolzen wurde. In der deutschen Fassung des Liedes vom „hochheiligen Kreuze" heißt es: „Du bist die rechte Leiter, darauf wir uns erheben zu Gott, dem wahren Leben" — also nichts anderes, als was dem verdunkelten Schamanenkult der Samojeden mit dem „siebenkerbigen" Gotte als lichter Urgedanke einmal zugrunde lag. Eine weitere Strophe lautet: „Du bist die starke Brücke (⅄⅄?), die alle vor Gefahren des Abgrunds (abyssus!) wird bewahren"; auch das sehr alte Ankersymbol als Abwandlung der Jahreskreissymbolik erscheint wieder: „Du

bist der mächtige **Anker** (⚓), auf den wir nie vergebens vertraun im Sturm des Lebens". Man muß Wirth mindestens das eine zugestehen: er hat zum ersten Male außerordentlich greifbar und fühlbar gemacht, welch unzerstörbares Leben in dem wohnt, was einmal religiöses Urerleben gewesen ist; und woran es liegt, daß wir in diesen uns von außen überlieferten Bildern einer alten Religion doch die Urverwandtschaft fühlen — und er hat aus diesem Fühlen ein „Wiedererkennen" gemacht.

Das **13. Hauptstück** behandelt ausführlich die Entwicklungsgeschichte der wintersonnenwendlichen, mitternächtigen **Schlange**; ein Vorstellungsbereich, der als **Drachenmythos** so greifbar auch in unsere eigene Sagenwelt hineinreicht.

Der Drachenstein und die Drachenhöhle als wintersonnenwendliche Kultstätte liegt uns in den Externsteinen noch vor Augen; ihr kosmisches Urbild, der Weltenozean, die Wasserhöhle der Jahresnacht wird eingehend untersucht. Es ist der apsû der orientalischen, der abyssos der griechischen Überlieferung und des mystischen Synkretismus. Der Gott, der den Felsen spaltet und den Drachen erlegt, ist von Indra über Thor bis in unsere Heldensage zu verfolgen. Wir müssen uns hier auf den Hinweis beschränken und auf das, was im Zusammenhange mit den „Wurmlage"-, den Trojaspielen, schon früher gesagt ist. Die Schlange, ursprünglich die Verbildlichung des winterlichen Jahresbogens, wird als Aufenthaltsort der Seelen endlich selbst zum „Seelentier", wie die Kröte, oder wie in spärlicherer Überlieferung das Rad.

Auch der Wolf, das Unterweltstier, dürfte als Werwolf ursprünglich diese Entwicklung durchgemacht haben. So ist der Mensch im Rachen des Drachen ein weitverbreitetes Bildmotiv: Jason, der auf einer attischen Vase aus dem Rachen des Drachen kommt, steht neben der Federschlange Quetzalcoatl, die ein Kind im Maule hält (S. 374); es sei darauf hingewiesen, daß dies Motiv auf mittelalterlichen Plastiken wiederkehrt (Freisinger Säule u. a.) und von hier vielleicht in die Heldensage übergegangen ist, wo es aber ebensogut ursprünglich sein kann. Im einzelnen: der aus dem Ei entstandene **Zagreus** (Wirth, S. 381) ist neben den Protogonos des orphischen Hymnus zu stellen, der ebenfalls aus dem Ei, dem Weltei (◯) entstanden ist. — Das „Lebenssiegel", das sich nach sumerischer Überlieferung (Wirth, S. 384) der Gott vor das Angesicht hält, um die große Schlange zu besiegen, scheint das Jahres- oder Weltsymbol ⚹ oder ⦶ zu sein; denn nach dem orphischen Hymnus hat Apollo Helios „des ganzen Weltalls formendes Siegel", und nach einem alten russischen Hymnus hat Elias (Ilja!) das große Weltsiegel in Verwahrung. Darf man hierin noch eine ferne Erinnerung an die Steinzeit sehen, da mit dem Stempel (Siegel) das Zeichen des „Lebens" oder der „Welt" in das Lebenswassergefäß geprägt wurde, um den Toten aus der Umschlingung der „Schlange" zu befreien? Als wichtiges kultisches Gerät mag dieses „Siegel" leicht mythische Bedeutung gewonnen haben.

Das **14. Hauptstück** behandelt den „**Fisch**", ein merkwürdiges Seitenstück zu der Schlange, das besonders durch seine Übernahme in die altchristliche Symbolik bekannt und dauerhaft geworden ist. Den Übergang von der „Schlange" zum „Fisch" begründet Wirth mit dem Zwischengliede des „Schlangenfisches" (Aal); zu der dort (S. 390) gegebenen mythologischen Begründung sei ergänzt, daß noch im Grimmschen Märchen der König die weiße Schlange ißt, um zukunftswissend zu werden; im Märchen „Vom fischer un syner Fru" ist es der Fisch selbst, der mit der Gabe der Weissagung die der Verwandlung hat. Die beiden Jahrschlangen haben demgemäß ihre Entsprechung in den beiden Jahr-Fischen, als solche schon in der Kulthöhle von La Pileta (in dem Sternbild heute noch) erhalten; auch der Proteus, der sich in einen Fisch verwandelt, um zu weissagen, gehört hierher. — Das Hauptstück über den Fisch greift um zwei Seiten bis in die 9. Lieferung herüber. — Wir werden weiter berichten.

Eremita.

„Der Glaube, unsere kulturellen Voraussetzungen lägen ausschließlich in den Mittelmeerländern, oder, was dasselbe besagt, es gäbe für uns nur ein klassisches, kein germanisches Altertum, ist ein seltsamer Irrtum. Er läuft darauf hinaus, daß die Germanen kulturgeschichtlich nicht vorhanden seien, das bei weitem am besten bekannte europäische Urvolk, von dem wir zwar durch den Überfremdungvorgang getrennt sind, mit dem wir aber viel enger zusammenhängen als mit Römern, Griechen und Orientalen."

Gustav Neckel



Vom Ursprung und Werden der Germanen

Otto Reche, **Die Urbevölkerung Norddeutschlands.** „Die Sonne", Armanenverlag, Leipzig, 9. Jahrg., Heft 10. An Hand der Untersuchung der Skelettreste vom Pritzerber See (Mark Brandenburg), deren Zugehörigkeit zur frühen Mittelsteinzeit durch die Sachfunde gesichert ist, sowie weiterer Skelettfunde, auch aus Schlesien und dem Rheinlande, ergibt sich, daß bereits zu dieser Zeit die nordische Rasse herrschend im nördlichen Mitteleuropa war, und daß kein Anlaß vorliegt, eine andersrassige Urbevölkerung anzunehmen. Die Bevölkerung Süddeutschlands dagegen scheint aus einer Mischung der nordischen Rasse mit einer auf dem Donauwege einwandernden kleineren, rundköpfigen Rasse, vermutlich östlicher Herkunft, entstanden zu sein, wie bereits die Ofnetfunde aufzeigen.

Paul Kretschmer, **Die Urgeschichte der Germanen und die germanische Lautverschiebung.** Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Die germanische Lautverschiebung ist teilweise von der Forschung auf die Einflüsse einer andersartigen Urbevölkerung zurückgeführt worden, die die Germanen angeblich bei ihrer Einwanderung in Mittel- und Nordeuropa vorgefunden haben sollen. Verfasser weist nach, daß diese Erklärungsversuche durchaus abwegig sind, daß vielmehr die Lautverschiebungen Vorgänge innersprachlicher Natur sind, die auch anderswo beobachtet werden konnten und daß gerade die „Unursprünglichkeit" des Germanischen sein hohes Alter und seine Bodenständigkeit beweist.

W. Petzsch, **Die jütische Einzelgrabkultur.** Mannus 24, 1—3. Die jütische Einzelgrabkultur, die für die Entstehung der Germanen nicht minder bedeutungsvoll ist wie die Megalithkultur, wird neuerdings zuweilen wieder von der thüringischen Schnurkeramik hergeleitet. Dem steht entgegen, daß sich die ältesten Formen der jütischen Streitäxte und der Keramik schwerlich aus Mitteldeutschland herleiten lassen, während andererseits sich die bodenständige Entwicklung aus der Muschelhaufenkultur zwanglos und folgerichtig anbietet. Zwischen den Megalithleuten und der Einzelgrabbevölkerung muß eine große Übereinstimmung bestanden haben; kommen doch ebenso Einzelgräber mit Megalithinhalt vor, wie sich Einzelgrabkultur zuweilen in Megalithgräbern findet. Ein gemeinsamer Ursprung ist also nicht von der Hand zu weisen, vielmehr handelt es sich um nahverwandte Völker, von denen das eine zu dem Megalithgrabgedanken übergegangen ist, während das andere bei dem altererbten Brauch des Einzelgrabes verblieb. Auch im Wirtschaftlichen zeigt sich der gleiche Hang zum Beharren auf der einen und zum Fortschritt auf der anderen Seite.

Hermann Schroller, **Die nordische Kultur in ihren Beziehungen zur Bandkeramik.** Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 6, 1932. Von einer eingehenden Untersuchung der bandkeramischen Gruppen Südosteuropas ausgehend, zeigt Verfasser, daß die erste nordische Kultur, mit der die jungsteinzeitlichen Bandkeramiker sich in Mitteleuropa auseinanderzusetzen hatten, in der mitteldeutschen Tiefstich-Kultur zu suchen ist. Er versucht sodann nachzuweisen, daß hier der kulturelle Mittelpunkt für die jungsteinzeitliche Entwicklung im nördlichen Mitteleuropa gelegen habe.

Germanische Wanderwege und Stammeskulturen

Martin Jahn, **Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen.** Mannus 24, 1—3. Der bisher landläufigen Meinung, die Kimbern und Teutonen hätten ihren Weg zu Lande durch Schleswig-Holstein und Elbe aufwärts genommen, stellen sich bei der Bevölkerungsdichte dieser Gegenden gewichtige Gründe entgegen. Vielmehr ist es auch dem Seefahrercharakter dieser Stämme viel angemessener, daß sie zur See ihre alte Heimat in Nordjütland verlassen haben. Für die Wandalen hat die Spatenforschung inzwischen erwiesen, daß sie ihr südostdeutsches Reich zur See über die Odermündung und oderaufwärts wandernd erreicht haben. Weitgehendste kulturelle Übereinstimmung zwischen Niederschlesien und den angrenzenden Gebieten und dem nordjütischen Vendsyssel haben die Herkunft der Wandalen aus Nordjütland zur Gewißheit gemacht. Schon in dieser

Heimat sind Kimbern, Teutonen und Wandalen engnachbarlich verbunden; so erscheint der Zug der Kimbern und Teutonen als Vortrupp dieser Völkerbewegung. Sie wurden von den Bojern geschlagen und zogen weiter nach Süden in ihren heldenhaften Untergang. Die breite Front der Wandalen dagegen vertrieb die Bojer, und der Zug kam zum Stillstand, da sie hier im Odergebiet Land genug fanden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Hier entstand das Vandalenreich, um 500 Jahre später freilich einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen, wie ihre Stammesgenossen aus der nordischen Heimat.

Ernst Petersen, **Zu den frühesten Wanderungen der Westgermanen.** Mannus 24, 1—3. Kulturfunde bezeugen, daß bereits vom 2. Jahrh. v. Chr. ab auch Westgermanen an der germanischen Ausbreitung nach Südosteuropa beteiligt gewesen sind, deren Herkunft dem Charakter der Funde nach, etwa im nördlichen Brandenburg und den anschließenden Teilen von Pommern, zu suchen ist.

M. König, **Jütland-Zerbst-Westpreußen.** Ebd. Die Ausgrabung einer Wohnstätte auf dem Klapperberge bei Zerbst ergab neben anderen Funden, die auf enge Beziehungen zur wandalisch-burgundischen Kultur am Weichselknie hindeuten, einen Gefäßhenkel mit Schiffszeichnung und Runen, die das Wort „Skir“ ergeben. So weist nicht nur der Gauname Zerbst (Skewist-Skiriwist), sondern auch der kulturelle Befund und die Inschrift darauf hin, daß hier Skiren gesiedelt haben.

Heinz Amberger, **Zur Herkunft und Verbreitung der rheinischen Mischkultur der Eisenzeit.** Mannus 24, 1—3. Die Überlieferung berichtet, daß die Treverer ein Volk mit keltischer Kultur und Sprache, aber von germanischer Abstammung gewesen seien. — Die archäologische Untersuchung des Rheingebiets zeigt, daß am Ende der Bronzezeit nördlich der Lippe Germanen, südwärts davon in schwacher Besiedlung Kelten gesessen haben. Diese verstärken sich während der frühen Hallstattzeit, im 7. Jahrh. v. Chr. jedoch setzt eine erhebliche Germaneneinwanderung ein, und es entsteht eine keltisch-germanische Mischbevölkerung. Unter dem Druck der Germanen drängt sie weiter nach Süden an den Mittelrhein, wo sie im Laufe der Latènezeit kulturell ganz unter keltischen Einfluß gerät. Der Doppelcharakter dieser Stämme beruht also weniger im germanischen Blutsverlust, als in der völligen kulturellen Verwelschung.

Zur Siedlungsforschung

Hermann Strunk, **Flurnamen und Vorgeschichte.** Altpreußische Forschungen, Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., 9. Jahrg. 1932. Verfasser zeigt das häufige Zusammenfallen von eigenartigen alten Flurbezeichnungen und vorgeschichtlichen Fundstätten und weist darauf hin, daß auch diese Überlieferungsquelle als Wegweiser für die Spatenforschung nutzbar zu machen ist.

F. Rüttner und A. Steeges, **Studien zur Siedlungsgeschichte des niederrheinischen Tieflandes.** Rheinische Vierteljahrsblätter, Verlag Röhrscheid-Bonn, Jahrg. 2, Heft 4. Die Untersuchung zeigt, daß die „—heim“-Namen im Niederrheingebiet auf fränkische Einzelhöfe zurückgehen. Die Wahl der Siedlungsstätten deutet darauf hin, daß sowohl Ackerbau als Viehzucht die Grundlage der Wirtschaft waren, während bei den früheren römischen Siedlungen ganz andere Gesichtspunkte beobachtet werden konnten.

Walter Schmid-Graz, **Noreia.** Mannus 24, 1—3. Bei der Ausgrabung von Noreia (St. Margarethen bei Neumarkt in Steiermark) konnten neben sehr stattlichen Wehranlagen und zahlreichen Siedlungsplätzen auch das Königshaus und ein Heiligtum (Rundbau mit Altar, Opfergrube und Kultpfahl) aufgedeckt werden. Unweit Noreias sind auch die Spuren des Kimbernlagers ausgegraben worden.

Erich Gierach, **Laugaricio.** Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Am Ortsausgang von Trentschin an der Straße nach Teplitz befindet sich eine römische Inschrift aus den Markomannenkriegen „Victoriae Augustoru(m) exercitus cui Laugaricione sedit“. Sie enthält somit die älteste und einzige germanische Ortsbezeichnung an Ort und Stelle. Der Name Laugaricio ist auf den Eigennamen Laugarich zurückzuführen.

Bruno Ehrlich, **Elbing, Benkenstein und Meislatein.** Ein neuer Beitrag zur Trusoforschung. Mannus 24, 1—3. Was Haithabu für den Nordwesten und Vineta für Pommern ist, bedeutet für den deutschen Nordosten Truso, der reiche Handelsplatz, von dem der Wiking Wulfstan berichtet. Zahlreiche Kulturfunde und sachliche Überlegungen weisen darauf hin, daß die alte Handelsstätte, die zu Schiff leicht erreichbar war, weit eher im Stadtgebiet Elbings zu suchen ist, als weiter landeinwärts.

Hertha Schemmel.



Vereinsnachrichten

Tagung in Pyrmont. In der Verteilung der Veranstaltungen ist eine Änderung eingetreten: die Führungen an den Externsteinen und in Österholz finden nicht — wie im Januarheft mitgeteilt wurde — im Anschluß an die Tagung statt, sondern vorher, und zwar am Dienstag nach Pfingsten (6. Juni), beginnend morgens $8^1/_2$ Uhr. Anschließend zweiter und dritter Tag in Pyrmont (Schellenberg, Pyrmonter Sprudel, Heilingsburg, Kilianskirche Lügde, Altschieder). Teilnehmerkarte 4 Mk. (Einzeltag 1.50). Anmeldungen möglichst frühzeitig an Oberstleutnant a. D. Platz, Detmold, Bandelstr. 7 (Postscheck Hannover 65278). Die genaue Tagesordnung wird im Märzheft bekanntgegeben werden.

Die Ortsgruppe **Bremen** (Anschrift E. Ritter, Kreftingstr. 10) der Freunde Germ. Vorg. teilt mit, daß die bis jetzt abgehaltenen Vorträge (s. „Germanien“, Heft 1) sich regsten Zuspruches erfreuten. Ein Interesse dafür zeigt sich in immer weiteren Kreisen, und die Werbung für Verein und Zeitschrift schreitet erfolgreich fort. Lebhaft gestalten sich die Aussprachen nach den Vorträgen, und die Bremer Großpresse bringt beachtliche Berichte. Die bekannten Veranstaltungen der „Böttcherstraße“ (Generalkonsul Dr. Roselius) fördern verständnisvoll die Bestrebungen der Ortsgruppe. Für die Sommerzeit sind monatliche Museumsbesuche und wissenschaftliche Ausflüge geplant.

*

Die Ortsgruppe **Essen** der Freunde germanischer Vorgeschichte berichtet über die Gründungsversammlung am 10. 12. 1932:

Zum 10. Julmonds 1932 hatte Herr Studienrat Ricken zu der bereits im Heft 1, 1933 angekündigten Gründung der Ortsgruppe in Essen einen Kreis von Freunden unserer Sache ins „Vereinshaus“ am Hauptbahnhof eingeladen. Der Besuch entsprach durchaus den Erwartungen. Auf einmütigen Wunsch der Versammelten wurde ein örtlicher Verein der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ gebildet unter der Leitung des Herrn Studienrat Paul Ricken, Kortumstr. 35. Das Amt des Schriftführers übernahm Herr Rektor Otto Kleinmann, Allerstr. 3, die Geschäfte des Rechners Herr Lehrer Otto Domann, Bismarckstr. 65. Es wurde beschlossen, einen kleinen jährlichen Beitrag zu erheben, sowie die Haltung der Zeitschrift auch den Kreisen zu ermöglichen, die allein dazu nicht in der Lage sind. Zu dem Zweck sollen kleine Gruppen zu 2 bis 6 Mitgliedern gebildet werden, in denen die Zeitschrift umläuft. Zusammenkünfte mit Vorträgen sollen am 3. Donnerstag der ungeraden Monate abgehalten werden. Der Ort dieser regelmäßigen Zusammenkünfte wird noch bekanntgegeben. Die Einrichtung einer Bücherei ist geplant.

Für die nächste Zusammenkunft stellte Herr Studienrat Dr. Schuhmacher, Essen, einen Vortrag: „Stätten germanischer Vorgeschichte“, Eindrücke von einer Besichtigung unter Führung Direktor Teudts und seiner Mitarbeiter, in Aussicht.

Am 11. Hornungs 20 Uhr wird Herr Direktor Teudt im Hotel „Vereinshaus“ (unmittelbar am Hauptbahnhof) sprechen über: „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“. Der Vortrag nimmt Rücksicht auf die Hörer, die von den Teudtschen Beobachtungen noch nichts wissen, bietet aber im wesentlichen Neues gegenüber dem, was Teudt vor zwei Jahren im „Historischen Verein für Stadt und Stift Essen“ brachte. Zu dem Vortrag, der durch reiches Lichtbildmaterial unterstützt wird, bitten wir alle Freunde aus Essen und dem Ruhrgebiet um ihr Erscheinen. Auskunft durch Studienrat Ricken, Essen, Kortumstr. 35.

Otto Kleinmann.

*

Die Ortsgruppe **Hagen** der Freunde germ. Vorg. hat ihre nächste Zusammenkunft am Sonnabend, den 4. Febr., nachm. 17.30 Uhr im Hagener Hof (Hugo Preuß-Str. 14). Es werden sprechen Pfr. Prein (Hohenlimburg) über „Geschichtliche Flurnamen im Lichte der westfälischen Sage“ und Lehrer Pielhau (Linderhausen) über „Beobachtungen über Flurnamen und alte Eisenschmelzen bei Linderhausen“. Anschließend Gedankenaustausch. Auswärtige an billige Sonntagsrückfahrkarten denken! (Anfr. an

Ing. Fr. Kottmann, Hagen, Eppenhauser Str. 31.)

*

Die Ortsgruppe **Osnabrück** der Freunde germanischer Vorgeschichte entfaltete im vergangenen Jahre eine sehr rege Tätigkeit. Besonders eindrucksvoll war die dritte Wanderfahrt des Jahres, die unter Führung des Lehrers Westerfeld, Haltern, (vielen Freunden noch durch seinen Vortrag auf der Osnabrücker Tagung in bester Erinnerung!) den Denkmälern im Kirchspiel Belm gewidmet war. Zunächst wurden die katholische Kirche in Belm und der Spellbrink unfern des Vollerbenhofes Dreyer in Vehrte besucht (siehe hierüber: „Germanien“, 3. Folge, S. 33—45). In den prächtigen Buchenwaldungen des Ortsteiles Klein-Haltern zogen die ausgedehnten Mauern aus Findlingen die Aufmerksamkeit auf sich. Nach der einen Überlieferung sollen die vielen Blöcke mit acht blinden Hengsten zusammengefahren sein, nach einer anderen waren es nur drei blinde Pferde, die ein einäugiger Fuhrmann zu lenken hatte. Vom Vollerbe Mehrpohl ging die Wanderung ins Bruch, nach dem die Vollerbenhöfe Mehrpohl in Haltern, Rittmann in Vehrte (1540 Rittmer, 1687 Ritmar: „ried“) und die Meerwelle am Hofe Brörmann in Klein-Haltern benannt sind. In dieses einst recht unwegsame Moor ragt ein halbinselartiges Gelände hinein, auf dem sich, worauf daselbst vorkommende Flurnamen hindeuten (z. B. Stiepelkamp, wahrscheinlich von Stapel = Gerichtssäule), in der Zeit des Eigenglaubens das gesamte öffentliche Leben der Gemeinde Haltern abgespielt haben dürfte. Den Kulthandlungen diente das Wäldchen des Königshügels, an dessen Abhange, wie das Volk sich erzählt, einst der Teufel den „Opferstein“ mit einem Brotmesser zerspalten hat. Bis zur Markenteilung (1830) hielt sich zähe Erinnerung an das alte Opfermahl: alljährlich fand dort unter freiem Himmel ein Fest statt, zu dem das Rittergut Haus Astrup einen Schinken von 9 Pfund und ein Schwarzbrot von 24 Pfund, der Markkötter Niehaus in Haltern eine Tonne Bier und alle 12 Jahre noch eine zweite als Weinkauf zu liefern hatten. — Trotz des unfreundlichen Wetters hatten sich etwa 100 Teilnehmer zu der Wanderung eingefunden. Diese außerordentlich rege Beteiligung ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie die Schar verantwortungsbewußter Männer und Frauen wächst, die sich einig sind in dem Bekenntnis zum deutschen Volkstum und seine Geschichte aufhellen möchten bis hinauf in die fernsten Zeiten — der Gegenwart zum Heil!

Wie wir bei Redaktionsschluß noch erfahren, ist für den 4. Februar ein Vortrag des Museumsdirektors Dr. Karl Rademacher, Köln, geplant: „Grabschätze einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen“. (Anfr. an Frau Generalarzt Dr. Kringel, Osnabrück, Herrenteichstr. 1.)

*

Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte

(ehemal. Herman Wirth-Gesellschaft, Berlin).

Nach den mit großem Beifall aufgenommenen Vorträgen von Wilhelm Teudt über „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“ und Wolfgang Schöningh über „Urnordische Kultüberlieferungen im germanischen Katholizismus“ sprach am 24. Januar Dr. J. v. Leers über „Der urnordische Glaube nach Herman Wirth“. Folgende Vorträge werden folgen:

9. Februar: Prof. Dr. von Massow (Pergamonmuseum) „Germanien und Rom im Moselland“. (Mit Lichtbildern.)

20. Februar: Universitätsprof. Dr. Ernst Bergmann, Leipzig, „Deutschnordische Religiosität in ihrer geschichtlichen Entwicklung“.

2. März: Irma Strunz-Bahrgehr, München, „Götter- und Heldendichtungen aus der Edda“.

15. März: Prof. Dr. Alfred Baeumler, Dresden, „Kunst und Urzeit“.

28. März: Dr. Siegfried Kadner „Urgeschichte und Kulturbewußtsein der Gegenwart“. (Mit Lichtbildern.)

6. April: Prof. Dr. Adolf Hellbock „Der wissenschaftliche Wert deutscher Volksbräuche“.

Die Vorträge finden im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichtes in Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 31, abends acht Uhr statt.

Alle Ortsgruppenleitungen werden dringend gebeten, Berichte und Notizen über stattgehabte oder noch stattfindende Veranstaltungen möglichst regelmäßig und rechtzeitig an „Germanien, Berliner Schriftleitung, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16 II“, senden zu wollen, damit unsere Hefte nicht nur ein geschlossenes Bild der Ortsgruppentätigkeit im Reiche geben können, sondern auch die Gewähr geboten ist, daß sämtliche Ortsgruppenmitglieder an Hand unserer Hefte über die Ortsgruppenarbeit laufend und lückenlos unterrichtet sind. Da unsere Hefte zu Monatsbeginn erscheinen, ist erwünscht, daß diesbezügliche Manuskripte bis spätestens zum 10. des vorangehenden Monats bei der Schriftleitung vorliegen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 — März / Lenzing — Heft 3

Von der Hoheit des Nordischen Menschen

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bergmann, Leipzig

Wir armen Deutschen! Wir zahlen ja nicht erst seit dem Weltkrieg Reparationen. Seit tausend Jahren, seit wir „christianisiert“ wurden, sind wir tributpflichtig an das Ausland. Und nicht nur mit unserem Gut, auch mit unserem Blut und unserer Seele. Erst die Beschäftigung mit der Urgeschichte, insbesondere auch mit der Urgeistgeschichte, ist geeignet, unsere Begriffe vom Wesen des nordischen Menschen richtigzustellen. Denn der nordische Mensch ist aufgewachsen im Kampf mit einem rauhen Klima, das zur Selbsthilfe erzieht. Mühsam in täglicher Anspannung muß der Mensch der Landesnatur seine Daseinsbedingungen abringen. Er muß dem Winter trotzen mit seinem Hunger und seinem Frost. Das ist eine harte Lebensschule. Das schafft geschmiedete Naturen.

So erwuchs ein Geschlecht, das gelernt hatte, auf sich selbst zu vertrauen. Der kategorische Imperativ der Pflicht und des Selbstglaubens formte den nordischen Menschen. Ewiger Kampf mit den Naturmächten erzog ihn zum sittlichen Gedanken des „Du sollst“. Schon die altnordische Mythologie, der Kampf der Asen mit den Riesen, illustriert die Sittenlehre Kants. Die Asen verkörpern die hellen und siegreichen Lichtmächte menschlicher Geistes- und Willenskraft, die Riesen jene finsteren Naturgewalten der nordischen Welt. Baldur tötet den Reifriesen, d. h. Hunger, nordische Daseinsnot. Urwissen um die Dauerandrohung mit Untergang, die von Niflheim ausgeht, schlummert im Wotanismus. Von hier jener hohe Moralismus der altgermanischen Göttersage mit seiner tragischen Untermalung. Von hier jener Wille zum Heldentum. Von der Wal sind sie gekürt, jene Edelsten, die dereinst die Asenburg schützen sollen. Eine sittliche Qualitätsauslese stellen sie dar. Zu ihnen geht die Hoffnung des Gottes. Kommen wir Nordische nicht alle von der Wal? Kämpfen wir nicht alle mit den Riesen? Die Natur legt uns diesen Kampf auf. Deshalb erfolgte in den nordischen Ländern, nicht in den südlichen, der Aufstieg der Menschlichkeit zur Erdbesiegung in Wissenschaft, Kunst und Technik. Wille zur Selbsthilfe, zur Selbsterlösung ist das Geheimnis des nordischen Aktivismus, den man